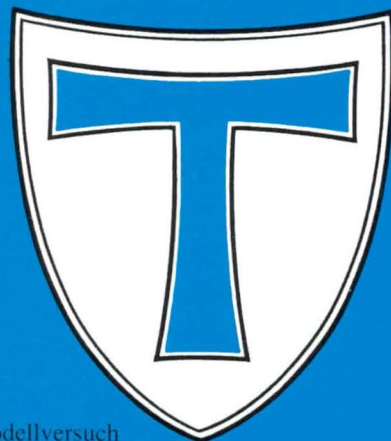


Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsidenten der
Justus-Liebig-Universität Gießen und
der Gießener Hochschulgesellschaft



- | | |
|-------------|---|
| L. Beinke | Arbeitslehredidaktik für den Modellversuch
„Arbeitslehre für Blinde“ |
| J. Benedum | Die Medizinische Fakultät der Ludoviciana im 18. Jahrhundert |
| W. Floek | Dramatischer Diskurs und Postmoderne,
Spanisches Gegenwartstheater zwischen Neorealismus und
Avantgarde |
| G. Hübner | Joachim Jungius als Professor in Gießen:
Eine Promotionsfeier im Jahr 1612 |
| H. Jelitte | Zu den Begriffen „Derivation“ und „Motivation“ in der
Wortbildung |
| M. Kirschke | Liebigs Hochschullehrer Karl Wilhelm Gottlob Kastner
(1783–1857) |
| I. Sahmland | Die Anfänge der Schutzimpfung in Gießen |
| R. Winau | Medizingeschichte – Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft |

Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsidenten der
Justus-Liebig-Universität Gießen und
der Gießener Hochschulgesellschaft

Druck und Verlag
Brühlsche Universitätsdruckerei
Gießen

Jahrgang 30
Dezember 1997

Herausgeber

Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen
und der Gießener Hochschulgesellschaft

Schriftleitung

Prof. Dr. Jost Benedum
Jheringstraße 6, 35392 Gießen
Telefon (06 41) 99-4 77 00

***Mitarbeiter
der Redaktion***

Oliver Petri (Pe)
Stephanstraße 41, 35390 Gießen, Telefon (06 41) 99-1 20 95
(Mittwoch 14–15 Uhr)

Druck und Verlag

Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

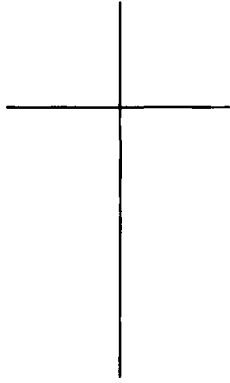
INHALT

Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität Gießen	5
<i>Beiträge</i>	
Gaby Hübner	
Joachim Jungius als Professor in Gießen:	
Eine Promotionsfeier im Jahr 1612.	9
Martin Kirschke	
Liebigs Hochschullehrer Karl Wilhelm Gottlob Kastner (1783–1857)	17
Rolf Winau	
Medizingeschichte – Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft.	31
Jost Benedum	
Die Medizinische Fakultät der Ludoviciana im 18. Jahrhundert.	41
Irmtraut Sahmland	
Die Anfänge der Schutzimpfung in Gießen	51
Wilfried Floeck	
Dramatischer Diskurs und Postmoderne.	
Spanisches Gegenwartstheater zwischen Neorealismus und Avantgarde	63
Herbert Jelitte	
Zu den Begriffen „Derivation“ und „Motivation“ in der Wortbildung.	79
Lothar Beinke	
Arbeitslehredidaktik für den Modellversuch „Arbeitslehre für Blinde“	89
(Hrsg.) Berichte aus der Gießener Hochschulgesellschaft	97
<i>Veranstaltungen</i>	100
<i>Biographische Notizen</i>	103

**Wir danken allen Firmen,
die unsere Förderbemühungen
durch Anzeigenaufträge unterstützen.**

**Unsere verehrten Leser bitten wir,
die Anzeigen zu beachten.**

Inserate: Dresdner Bank, Ludwig Fetzer, Gießener Anzeiger, Hess. Staatsbad Bad Salzhausen, Mettler, Ringel, Sparkasse Gießen, Stabernack



EHRENTAFEL

**Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert um
ihre verstorbenen Mitglieder**

**Prof. Dr. Walter Asmus, Gießen
Prof. Dr. Carl R. Brühl, Düsseldorf
Dr. Ludwig Hepding, Buseck
Prof. Dr. Wolfgang Moll, Reiskirchen
Prof. Dr. Günter Schewe, Heikendorf
Prof. Dr. U. G. Tammoscheit, Regensburg**

Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität Gießen

Universitätsleitung

Zum Präsidenten wurde Prof. Dr. *Stefan Hormuth*, Professor für Sozialpsychologie an der Technischen Universität Dresden, vom Konvent am 22. 10. 1997 gewählt. Die Amtszeit beträgt sechs Jahre.

Zum Vizepräsidenten für die Amtszeit vom 1. 4. 1997 bis 31. 3. 1999 wurde Prof. Dr. med. vet. *Bernd Hoffmann* (Physiologie und Pathologie der Fortpflanzung) vom Konvent am 19. 2. 1997 gewählt.

Ablehnung von Rufen

Prof. Dr. phil. *Günter Lottes* (Mittlere und Neuere Geschichte mit dem Schwerpunkt frühe Neuzeit) hat einen Ruf an die Universität Münster abgelehnt.

Prof. Dr. phil. *Ansgar Nünning* (Neuere Englische und Amerikanische Literatur, Schwerpunkt 19. und 20. Jahrhundert) hat einen Ruf an die Universität Erlangen-Nürnberg abgelehnt.

Prof. Dr. rer. nat. *Alfred Pingoud* (Biochemie) hat einen Ruf an die Technische Universität Braunschweig abgelehnt.

Prof. Dr. rer. nat. *Winfried Stute* (Mathematische Statistik und Wahrscheinlichkeitstheorie) hat einen Ruf an die Universität München abgelehnt.

Annahme von Rufen

Prof. Dr. phil. *Gabriele Brandstetter* (Angewandte Theaterwissenschaft) ist einem Ruf an die Universität Basel (Schweiz) gefolgt.

Prof. Dr. med. vet. *Gerhard Breves* (Veterinär-Physiologie) ist einem Ruf an die Tierärztliche Hochschule Hannover gefolgt.

Prof. Dr. med. *Friedhelm Dapper* (Kinderherzchirurgie und pädiatrische Herz-, Herz/Lungentransplantation) ist einem Ruf an die Universität Hamburg gefolgt.

Prof. Dr. theol. *Hermann Deuser* (Systematische Theologie) ist einem Ruf an die Universität Frankfurt gefolgt.

Prof. Dr. iur. Dr. phil. *Kristian Kühl* (Strafrecht, Strafprozeßrecht und Rechtsphilosophie) ist einem Ruf an die Universität Tübingen gefolgt.

Prof. Dr. phil. *Jochem Küppers* (Klassische Philologie – Lateinische Philologie) ist einem Ruf an die Universität Düsseldorf gefolgt.

Prof. Dr. rer. nat. *Monika Vernooij* (Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Heil- und Sonderpädagogik, Fachrichtung Verhaltensgestörtenpädagogik) ist einem Ruf an die Universität Würzburg gefolgt.

Prof. Dr. rer. nat. *Elmar Wahle* (Biochemie) ist einem Ruf an die Universität Halle-Wittenberg gefolgt.

Neubesetzungen von Universitätsprofessuren

Anglistik

C4-Professur für Englische und Amerikanische Literatur- und Kulturwissenschaft:

Prof. Dr. phil. *Ansgar Nünning*, vorher Professor für Neuere Englische und Amerikanische Literatur, Schwerpunkt 19. und 20. Jahrhundert an der Universität Gießen.

Biologie

C4-Professur für Mikrobiologie:

Prof. Dr. rer. nat. *Gabriele Klug*, vorher Professorin für Mikrobiologie an der Universität Gießen.

Agrarwissenschaften und Umweltsicherung

C4-Professur für Pflanzenkrankheiten und Pflanzenschutz:

Prof. Dr. rer. nat. *Karl-Heinz Kogel*, vorher Privatdozent und Leiter einer selbständigen Arbeitsgruppe an der Technischen Hochschule Aachen.

C4-Professur für Organischen Landbau:

Prof. Dr. agr. *Günter Leithold*, vorher Mitarbeiter an der Sächsischen Landesanstalt für Landwirtschaft in Leipzig.

C3-Professur für Angewandte Ökologie unter Berücksichtigung des Vorratsschutzes:

Prof. Dr. rer. nat. *Stefan Vidal*, vorher Hochschulassistent an der Universität Hannover.

Veterinärmedizin

C4-Professur für Krankheiten der Wiederkäuer (Innere Medizin und Chirurgie):

Prof. Dr. med. vet. *Klaus Doll*, vorher Professor an der Tierärztlichen Hochschule Hannover.

Ernährungs- und Haushaltswissenschaften

C4-Professur für Pflanzenernährung: Prof. Dr. agr. *Sven Schubert*, vorher Professor an der Universität Hohenheim.

Humanmedizin

C4-Professur für Klinische Immunologie und Transfusionsmedizin:

Prof. Dr. med. *Gregor Bein*, vorher Privatdozent und Oberarzt an der Universität Lübeck.

C4-Professur für Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie:

Prof. Dr. med. dent. Dr. med. *Hans-Peter Howaldt*, vorher Vertreter der Professur an der Universität Gießen.

C4-Professur für Augenheilkunde mit dem Schwerpunkt Strabologie und Neuroophthalmologie:

Prof. Dr. med. *Herbert Kaufmann*, vorher Professur für Augenheilkunde an der Universität Gießen.

Zu außerplanmäßigen Professoren wurden ernannt:

Privatdozent Dr. med. *Martin Börner*, Ärztlicher Direktor der Berufsgenossenschaftlichen Unfallklinik, Frankfurt am Main.

Privatdozent Dr. agr. *Franz-Josef Bockisch*, Mitarbeiter an der Bundesforschungsanstalt für Landwirtschaft, Braunschweig.

Privatdozent Dr. phil. *Heinrich Brinkmann*, Landkreis Gießen.

Privatdozent Dr. rer. nat. *Arne Eppler*, früher Oberassistent am Institut für Phytopathologie und Angewandte Zoologie.

Privatdozent Dr. rer. nat. *Johannes Hege-mann*, früher Oberassistent am Institut für Mikrobiologie und Molekularbiologie.

Privatdozent Dr. med. *Klaus Henneking*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Chirurgie, Anästhesiologie und Urologie.

Privatdozent Dr. rer. nat. *Hilmar Meissl*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am W.G.-Kerckhoff-Institut, Bad Nauheim.

Privatdozent Dr. med. *Peter Presek*, Oberassistent am Institut für Pharmakologie.

Privatdozent Dr. med. vet. *Robert Schmeer*, Leitender Angestellter bei der Bayer AG, Ludwigshafen.

Privatdozent Dr. rer. nat. *Rupert Schmidt*, Leiter der Zentralen Biotechnischen Betriebseinheit am Strahlencentrum.

Privatdozent Dr. med. *Dietrich Strödter*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Innere Medizin.

Zu Honorarprofessoren wurden ernannt

Dr. rer. nat. *Klaus-Peter Rödig*, Ministerialrat im Hessischen Ministerium des Innern und für Landwirtschaft, Forsten und Naturschutz, Wiesbaden.

Dr. iur. *Rüdiger Rubel*, Richter am Bundesverwaltungsgericht, Berlin.

Emeritierungen und Pensionierungen

Prof. Dr. phil. nat. *Karl-Heinz Berck* (Biologiedidaktik) zum 30. 9. 1997.

Prof. Dr. med. vet. *Hans-Georg Blobel*, Ph.D. (Bakteriologie und Immunologie), zum 30. 9. 1997.

Prof. Dr. agr. *Josef Breburda*, Prof. h.c. der Academia Sinica (Bodenkunde und Bodenerhaltung), zum 31. 3. 1997.

Prof. Dr. iur. Dr. h.c. *Peter Cramer* (Strafrecht, Strafprozeßrecht, Verkehrsrecht und Ordnungswidrigkeitenrecht) zum 30. 9. 1997.

Prof. Dr. med. *Wolfgang Dorndorf* (Neurologie) zum 30. 9. 1997. Prof.

Dr. rer. nat. *Volkmar Graef* (Klinische Chemie, Schwerpunkt Steroidchemie) zum 31. 3. 1997.

Prof. Dr. rer. nat. *Horst Löb* (Experimentalphysik) zum 30. 9. 1997.

Prof. Dr. med. *Karl Matthes* (Innere Medizin) zum 31. 3. 1997.

Prof. Dr. med. vet. *Bertram Schnorr* (Veterinär-Anatomie, -Histologie und -Embryologie) zum 30. 9. 1997.

Prof. Dr. rer. nat. *Wolfgang Seidel* (Physikalische Chemie) zum 30. 9. 1997.

Prof. Dr. agr. *Horst Seuster* (Landwirtschaftliche Betriebslehre/Kooperationswesen) zum 30. 9. 1997.

Prof. Dr. iur. *Alfred Söllner* (Römisches Recht, Bürgerliches Recht, Arbeits- und Sozialrecht) zum 30. 9. 1997.

Prof. Dr. med. *Alexander Sokolovski* (Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde) zum 30. 9. 1997.

Prof. Dr. rer. nat. *Günter Strübel* (Mineralogie und Petrologie) zum 31. 3. 1997.

Prof. Dr. rer. nat. *Willi Weis* (Biochemie) zum 31. 3. 1997.

Prof. Dr. med. *Hans-Jobst Wellensiek* (Medizinische Mikrobiologie) zum 31. 3. 1997.

Prof. Dr. phil. *Jürgen Wendeler* (Heil- und Sonderpädagogik im Rahmen der Pädagogischen Psychologie) zum 30. 9. 1997.



Es ist nicht genug zu wissen, man muß auch anwenden.

(Goethe)

Als einer der führenden europäischen Verpackungs- und Displayhersteller sind wir uns der Bedeutung der Wissenschaft für unsere „Märkte von morgen“ bewußt.

In einem Zeitalter, das von einer zunehmenden Europäisierung und Globalisierung geprägt ist und das sich durch eine fortschreitende Technisierung sowie moderne Kommunikationsmedien auszeichnet, ist Flexibilität im Denken und Handeln gefordert.

Es gilt, die theoretischen Erkenntnisse der Wissenschaft gemeinsam in die Praxis umzusetzen. Auf diese Weise können wir zur Sicherung des „Innovationsstandorts Deutschland“ beitragen.



**Gustav Stabernack GmbH
Lauterbach**

Richard-Stabernack-Straße · 36341 Lauterbach · Telefon: 0 66 41 / 8 1 - 0 · Telefax: 0 66 41 / 8 14 05

Joachim Jungius als Professor in Gießen: Eine Promotionsfeier im Jahr 1612

Der Name Joachim Jungius mag für die meisten hauptsächlich mit der Stadt Hamburg verbunden sein, denn dort war er 30 Jahre als Lehrer des Johanneums und des Akademischen Gymnasiums tätig. Weitaus weniger bekannt ist, daß der gebürtige Lübecker 1609 nach seinem Studium der *artes liberales* in Gießen die dortige Mathematikprofessur¹ annahm und mehrere Jahre an der Universität lehrte. In diesem Aufsatz sollen zwei Texte aus der Gießener Zeit besprochen werden, die Jungius als Redner, Promotor und Dichter vorstellen.

Der gesamte Nachlaß von Jungius umfaßt rund 45000 Blätter mit Abhandlungen, Reden, Aufzeichnungen und Notizen aus nahezu allen Wissenschaftsbereichen.² Innerhalb jener Faszikel, die man als den „literarischen“ Nachlaß von Joachim Jungius bezeichnen könnte³, befindet sich eine Reihe von bislang von der Forschung vernachlässigten⁴ Gedichten aus der Gießener Zeit, die nicht nur in ästhetischer Hinsicht Beachtung verdienen, sondern sich auch als Quellen von Informationswert erwiesen haben: Mit Hilfe dieser Gedichte konnten nämlich vierzehn Personennamen, die Jungius in einer im selben Faszikel überlieferten Rede nennt, verifiziert und weitere fünf Personen namentlich identifiziert werden. Die Gedichte hängen nämlich mit der Rede *Oratio in promotionem magistrorum et baccalaureorum*⁵ nicht nur äußerlich, bedingt durch die Lage im Manuskript, zusammen, sondern es hat sich gezeigt, daß es sich bei den Adressaten und Verfassern der Gedichte um genau jene Promovenden handelt, von denen Jungius in der Rede spricht. Zunächst soll ein kurzer Überblick über diese Rede gegeben werden,

um ihren Bezug zu den Gedichten deutlicher darzustellen.

Die Oratio in promotionem magistrorum et baccalaureorum

Die neun Seiten umfassende Rede, die in einem Autograph von Jungius erhalten ist, beschreibt die Promotionsfeierlichkeiten des Jahres 1612, in dem fünfzehn Magister- und sechs Bakkalaureatskandidaten von Jungius promoviert wurden.⁶

Einleitend weist Jungius auf die bereits bestandenen Prüfungen seiner Schüler hin (*declamatio, disputatio pro gradu, examen rigorosum, disputatio universalis*⁷). Da diese Teile erfolgreich abgeschlossen worden waren, konnte nun der eigentliche Promotionsakt mit der feierlichen Graderteilung folgen, der gewöhnlich mit einer musikalischen Darbietung und einem Vortrag des Promotors eröffnet wurde.⁸ Die Prüflinge mußten noch ein letztes Mal ihr Können anhand einer *quaestio* unter Beweis stellen⁹ und ihrem Kenntnisstand entsprechend vortreten. Die Reihenfolge, so Jungius, war leicht zu bestimmen, was die ersten zehn Studenten anging, die restlichen fünf jedoch mußten durch das Los festgelegt werden.¹⁰ Der Primus des Jahres, Hieronymus Hirnius, wird von Jungius aufgefordert, mit seiner *quaestio* zu beginnen.¹¹ Hieronymus Hirnius hatte sich am 1. Juli 1609 in die Gießener Matrikel eingeschrieben.¹² Außerdem finden wir seinen Namen in einem dünnen Band von Gießener Disputationsthesen aus dem Jahr 1611 (7. November), wo er als erster von fünfzehn(!) Respondenten aufgeführt ist.¹³ Jungius spricht in der vorliegenden Rede

ebenfalls von insgesamt fünfzehn Anwärtern auf den Magistertitel, und man darf wohl mit einiger Sicherheit annehmen, daß es sich hier um genau die Personen handelt, die im November des vorhergehenden Jahres unter Jungius' Vorsitz im Rahmen des Meisterprüfungsverfahrens disputiert hatten.

Nach der *quaestio* folgen weitere Formalien¹⁴ und schließlich der feierliche Promotionsakt selbst:

Ego Joachimus Jungius Lubeccensis, Mathematicum in illustri hac academia Professor Publicus Ordinarius, promotor rite constitutus ... vos XV candidatos in augustissimo hoc theatro academico Artium Liberalium ac Philosophiae Doctores, quos Magistros vocant, designo, promoveo, creo, renuncio, proclamo, declaro, inauguro, consecro.¹⁵

Doch, so warnt Jungius, übermäßige Freude über die neue Magisterwürde ist nicht ratsam. Bei Gellius nämlich könne man von dem Rhodier Diagoras lesen, der so außer sich war über den Sieg seiner drei Söhne bei den Olympischen Spielen, daß er unter der Last der Freude zusammenbrach.¹⁶ Die kleine Geschichte ist hier elegant eingeflochten und bietet einen willkommenen Ruhepunkt für Jungius' Zuhörer und die Kandidaten, bevor der zweite größere Teil der Feier, die symbolischen Handlungen und Geschenkverleihungen, beginnen.

Gemeinhin, so Jungius, werden bei Promotionsfeierlichkeiten gewisse Gegenstände präsentiert oder übergeben, die den Promovierten die Würde und Bedeutung ihres neu erlangten Grades verdeutlichen sollen. Jungius bespricht dann Symbolik, Bedeutung und Ursprung dieser Gegenstände (Fackel, Buch, Ring, Hut, Kranz).¹⁷ Die Passage der Meisterpromotion schließt mit Jungius' Aufforderung an die gekrönten Meister, zum Katheder vorzuschreiten, wo sie als letztes Geschenk eine Gedenkmünze in Empfang nehmen.¹⁸

Im Manuskript schließt sich nun die *promotio baccalaureorum* an, deren Zeremonie im wesentlichen der der Meisterverleihung

entspricht¹⁹, jedoch weitaus kürzer ist. Jungius beginnt mit einem Rückgriff auf die Antike: Wie einst römische Soldaten Auszeichnungen für Tapferkeit und Ausdauer im Kampf oder Achill vielfache Prämien für seine vortrefflichen Leistungen erhalten hätten, so sei es auch üblich, besondere Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiet zu honorieren. Noch sechs Studenten seien übrig, denen der Grad des Bakkalaureus verliehen werden soll²⁰, und auch sie müssen nun eine kleine Probe ihres Könnens geben. Georg Crassius ist der beste Student unter ihnen und wird von Jungius aufgefordert, als erster vorzutreten.²¹ Die folgenden Schritte entsprechen denen der Meisterzeremonie: Verlesung des Eids, Eid der Promovenden, Promotionsakt und Vorschreiten zum Katheder mit Geschenkverleihung.²² Die Zeremonie schließt mit einer kurzen Ermahnung des Promotors an die Studenten zu weiterem Fleiß, denn dieses sei erst die erste Stufe der akademischen Karriere. Als Abschluß soll ein Student²³ eine Dankesrede halten, die selbst jedoch nicht überliefert ist.

Die Gedichte

Die Namen von Jungius' Meisterkandidaten hatten wir, wenn auch noch mit einem Vorbehalt, mit Hilfe der Gießener Disputationsthesen von 1611 ergänzt. Daß es sich ohne Zweifel um diese fünfzehn Personen handelt, konnte erst durch die im selben Faszikel überlieferten Gedichte bewiesen werden: Alle Namen der Meisterpromotion – mit Ausnahme von Hieronymus Hirnus – finden wir als Adressaten (und einige auch als Verfasser²⁴) dieser insgesamt 42 Gedichte wieder.

Ebenso erinnern wir uns, daß Jungius in seiner Rede nur einen der sechs Bakkalaurei namentlich genannt hatte, Georg Crassius. Auch hier helfen uns zur Identifizierung der Personen die Gedichte weiter: Abzüglich der 14 Namen der Meisterkandidaten finden

wir dort nämlich die Namen unserer noch fehlenden, nicht identifizierten fünf Bakkalaurei (zusammen mit Georg Crassius, den wir ja bereits kennen) als Adressaten wieder. Die als Adressaten der Gedichte genannten Personen sind die folgenden:²⁵

1. Chr. Kircher (aus Trier), Matrikel Gießen, S. 181, Nr. 98, 11. Juli 1609, M²⁶
2. Joh. Wesenbeck (Ulm), Matrikel Gießen, S. 185, Nr. 24, 5. April 1610, M
3. Joh. Porsch (Rodheim), B
4. Adam Bletz (Ansbach), M
5. B. Ortwin (Korbach), Matrikel Gießen, S. 179, Nr. 52, 8. Mai 1609, M
6. Petrus Borberg (Wingern), Matrikel Gießen, S. 190, Nr. 31, April 1611, M
7. Heinrich Nicolai (Kirchhain), M
8. Georg Crassius (Gießen), B
9. Joh. Schwinghorn (Eckzell), B
10. Joh. German (Rohrheim), B
11. B. Orthwin (wie Nr. 5)
12. Paul Lohr (Freudenburg), Matrikel Gießen, S. 185, Nr. 29, 11. April 1610, M
13. A. Bletz (wie Nr. 4)
14. P. Borberg (wie Nr. 6)
15. Joh. Fabritius (Wingern), Matrikel Gießen, S. 190, Nr. 28, April 1611, M
16. Joh. Liptitz (Straßburg), Matrikel Gießen, S. 181, Nr. 118, 10. August 1609, M
17. Christian Fuhr (Eckersborn), 1609 am Gießener Pädagogium immatrikuliert, Matrikel, S. 183, B
18. Philipp Dippel (Kirchhain), M
19. B. Schlauffhoff (Alsfeld), M
20. Joh. Textor (Nidda), 1609 am Pädagogium immatrikuliert, Matrikel, S. 184, M
21. Joh. P. Auchter (Pforzh.), Matrikel Gießen, S. 182, Nr. 144, 30. Sept. 1609, M
22. Joh. Phil. Ebel (Gießen), M
23. Adam Hain (Dietzen), Matrikel Gießen, S. 189, Nr. 3, Januar 1611, B

Obwohl Jungius' Rede keinen expliziten Vermerk darüber enthält, daß, wie bei Promotionsfeiern damals üblich²⁷, bei den Geschenkverleihungen lateinische Gedichte verlesen wurden, darf man wohl annehmen, daß es diese Gedichte gewesen sind, die die Kandidaten auf ihre Klassenkameraden gedichtet hatten und dann vom Promotor verlesen wurden. Anlässe solcher Art waren eine gute Gelegenheit für die Studenten, ihre Fertigkeit in gebundener Rede zu demonstrieren. Der Unterricht in Eloquenz hatte ja seit

der Gymnasialzeit einen breiten Raum eingenommen, und die Vollendung der Eloquenz war die Poesie.²⁸

Während alle Gedichte einen Adressaten nennen, ist die Verfasserschaft nicht bei allen geklärt. Die Nummern 2, 4, 5, 6, 17, 18, 20, 21, 23 und 27 sind Autographen (Entwürfe und Reinschriften) von Jungius, und unter vier Gedichten findet sich jeweils der Name eines Schülers: Eine der beiden Fassungen an Paul Lohr (Nummer 30) ist mit „Borberg“ unterzeichnet, eine Abschrift des Gedichtes an Christoph Kircher (32) mit „Wesenbec.“, und unter den beiden folgenden Nummern stehen die Namen von Liptitz bzw. Kircher.

Die Gedichte sind von unterschiedlicher Länge, in verschiedenen Versmaßen verfaßt, haben aber alle eine ähnliche Grundstruktur. Zunächst wird der Adressat in einer speziell auf ihn bezogenen Einleitung angeredet. Ein beliebter Topos ist die Bezeichnung des Schülers als Musenverehrer (19, 22), Nachkomme Apollos (1) oder Schmuck der Familie oder des Landes (5, 18, 12). In den originelleren Einleitungen kann zum Beispiel der Name des Promovenden der Ausgangspunkt eines Wortspiels sein: Mit einer scherzhaften Frage beginnen die Gedichte auf Johannes Textor (20) und Johannes Schwinghorn (9). „Textores etiam hic petunt honores?“²⁹ fragt Jungius oder der unbekannte Verfasser „Cur tibi terribilis frons est? Cur cornua vibras, Schwinghorni?“³⁰ In Nummer 15 dient das Sprichwort „Jeder ist seines Glückes Schmied“ als spezielle Anrede für Johannes Fabritius und führt im weiteren Verlauf des Gedichtes zu einer Gegenüberstellung der konkreten und der übertragenen Bedeutung des Wortes „faber“. Auch können besondere Eigenschaften ein Anknüpfungspunkt sein: Adam Hain hat so vortreffliche Leistungen in Mathematik erzielt, daß Jungius in einem kurzen Gedicht von drei Distichen (23) Hipparch zur neu erlangten Magister-

würde gratulieren und Ptolemäus zu weiteren Fortschritten aufrufen läßt:

Haine, mathematico nequaquam indictus abibis,
Spes exercitii rara mathematici ...
Ipse tibi Hipparchus titulos gratatur, et ipse
Ad majora vocat te Ptolemaeus. Ave!³²

Besonders gute Leistungen lobt Jungius auch bei Christian Fuhr (17). Nur stehen diese im Kontrast zur unmittelbaren Einleitung des Gedichtes, einer (m. E. weniger gelungenen, scherzhaft gemeinten) Anspielung auf das „äußere Unglück“ des Schülers: „Natura et fortuna tibi permulta negarunt./Illa negavit opes, corporis ista bonum“, wonach tröstend eingeräumt wird: „Gratia sed major divina est, gratia major/doctorum, haec artis quando brabea capis.“³³ Die meisten der übrigen Adressaten werden ohne einen besonderen Anknüpfungspunkt angesprochen. Ein weiterer Topos vieler Gedichte ist die Aufforderung, nach vorn auf das obere Katheder zu kommen (Recht des Lehrens), um die Geschenke in Empfang zu nehmen. Diese werden als „praemia“, „dona“, „honores“ oder „ornamenta perampla“ bezeichnet, in einem Gedicht (7) einzeln aufgezählt:

Huc, huc, Nicolai, propteranter et ocyus adsis,
Sudoris capias praemia digna tui.
Pileolum cultum capias pulchramque coronam,
Annulum et aureolum, signa Magisterii ...³⁴

Wie derselbe Gedanke und größtenteils auch dieselben Worte geschickt in ein anderes Versmaß gebracht werden und dadurch eine andere Nuance erlangen, mag man anhand des folgenden Auszugs (an Georg Crassius, Nummer 35³⁵) sehen:

Ads is ocyus et feras laboris
Digna praemia, sobrii laboris.
Sudoris meritum feras brabeon:
Lauream capias tibi coronam,
Auream capies Magister olim.

Eine metrische Imitation des Horazischen „Vides ut alta stet nive candidum“ (Carm. I, 9) gibt uns Jungius in dem Gedicht auf Johannes Auchter (21):

Vides ut auro stet tibi praemia,
Auchteri, puro, nec tibi denegent

Musae coronas splendidoque
Lumina praevolitent nitore.
Dispelle luctum, si quis habet tuum
Pectus, resolvas laetitia intimos
Cordis recessus, hoc Lyceum
Te, Petre, publicitat Magistram ...³⁶

Die zitierten Passagen zeigen, daß Jungius' Promovenden von 1612 und auch Jungius selbst recht talentierte Dichter sein konnten; nicht nur technisch, sondern auch inhaltlich, denn es war sicherlich nicht einfach, innerhalb des begrenzten Themenkreises „Promotion“ auf allzu viel neue Ideen zu kommen.

Unter den Autographen von Jungius ist ein Gedicht (Nummer 2, an Johannes Wesenbeck), das zwar seine Unterschrift trägt, wohl aber nicht von ihm stammt, da es im Vergleich mit seinen anderen deutlich von minderer Qualität ist. Es ist nicht nur sprachlich³⁷ und inhaltlich³⁸, sondern auch metrisch weitaus weniger ansprechend als alle anderen und scheint aus der Stube eines weniger begabten Verseschmieds zu stammen:

Litem, acies Sophiae de qua liquere negabat,
Cur dirimit caecae tesseræ sorticulæ?
Integra de sorte loci integra cesserat illa
Judice, pars socijs tertia quinque viris;
Quinque viros socios haec separat arbitra facta,
Temet ad extremum stare jubetque virum.
Cernere ubi haut Sophiae, nec caecutare licebat,
Caecigenae valuit lusus et usus herae.
Non datur ad Sophiae confertim tendere dona,
Angustum teritur ad juga honoris iter.
Omnes athlon idem, solidum fert quisque brabeon,
Jura nec ulla rapit casus agonothetae
Jura nec ulla olim rapiet sibi, praemia virtus
Signa tibi portior mox potiora dabit.
Jane Wesenbeci, patrijs perge aemulus ausis,
nomina erunt patrijs aemula nominibus.
ἐπὶ νύκτιον accinebat³⁹
Joachimus Jungius Lubeccensis
Mathematum Professor Publicus
et Promotor

Es handelt sich bei diesem Textzeugen wohl um eine von Jungius angefertigte und unterschriebene Abschrift, wie sie die Schüler vielleicht als Andenken überreicht bekamen. Ob aus der Tatsache, daß sich diese Abschrift im Nachlaß erhalten hat, geschlossen

werden kann, daß Johannes Wesenbeck nicht an den Promotionsfeierlichkeiten teilgenommen hat, mag dahingestellt sein. Wenn auch das Gedicht in ästhetischer Hinsicht den anderen nachsteht, ist es dennoch von Bedeutung durch seinen Informationswert. Wir erinnern uns, daß Jungius in seiner Promotionsrede von 1612 erwähnt, daß die Reihenfolge der Kandidaten bei der Präsentation ihrer *quaestio* bei fünf von ihnen wegen Leistungsgleichheit durch das Los festgelegt werden mußte.⁴⁰ Durch das Promotionsgedicht wissen wir nun, daß es Johannes Wesenbeck war, der durch das Los dazu bestimmt worden war, als erster von den fünf seine Präsentation zu beginnen. Abschließend soll in ganzer Länge das erste Gedicht auf Petrus Borberg (6) zitiert werden, das nicht nur eine gute Übersicht des damaligen Curriculums bietet⁴¹, sondern die gesamte Situation noch einmal treffend wiedergibt:

Borbergi, montes scandisti Heliconis, ibique
 Audisti Musis te rite docentibus omne id,
 Quodcumque in Physicae positum est penetralia, et illud,
 Transnaturalis quod habet sapientia, et illud,
 Quodcumque in lineis numerisque est artis, et illud,
 Quod domat affectum et mores facit esse politos,
 Atque etiam logico quod reddit acumine clarum
 Aut ex suaviloquo pulcre facit ore disertum.
 Ergo hujus studii cape praemia, splendida dona,
 Dona Magisterii. Sertum tua tempora cingat,
 Cingat digitos auro induta gemma. Jehova
 ...⁴² esse velit, patriaeque tibi que tuisque
 ...⁴³ quicquid modo habes titulumque et jura Magistri.⁴⁴

Anmerkungen

- ¹ Gottschalk E. Guhrauer, Joachim Jungius und sein Zeitalter, Nebst Goethes Fragmenten über Jungius, Stuttgart u. Tübingen: J. G. Clotta, 1850, S. 19
- ² Meinel, Christoph, Der handschriftliche Nachlaß von Joachim Jungius in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg (Katalog der Handschriften der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Bd. 9), Stuttgart: Dr. Ernst Hauswedell & Co., 1984.
- ³ Signaturen Pe. 3 und Pe. 4; s. G. Hübner, Aus dem literarischen Nachlaß von Joachim Jungius: Edition der Tragödie *Lucretia* und der Schul- und Universitätsreden (Diss. Hamburg 1993), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1995.

- ⁴ Eine Ausnahme ist Christoph Meinel, der diese Gedichte der Beachtung wert fand und bearbeitet hat. Er stellte mir freundlicherweise seine Transkriptionen und Notizen zur Verfügung. Vgl. meinen Aufsatz in *Codices Manuscripti* 17, 1997, auf dem der vorliegende Aufsatz basiert.
- ⁵ Manipel 3 in Pe. 4. Der Titel im Katalog ist *In promotionem baccalaureorum*. Da es sich in erster Linie um eine *promotio magistrorum* handelt, wurde der Titel dementsprechend geändert, s. Hübner, S. 108, Anm. 1.
- ⁶ In Faszikel Pe. 3 sind zwei weitere Promotionsreden aus der Gießener Zeit überliefert. Sie enthalten zwar den wissenschaftlichen Vortrag des Promotors (über den Gregorianischen Kalender und die Festlegung des Osterfestes), aber die Schilderung des Promotionszeremoniells fehlt in beiden Reden; s. Hübner, S. 263 ff.
- ⁷ Die Universität Gießen von 1607 bis 1907, Beiträge zu ihrer Geschichte, Festschrift zur dritten Jahrhundertfeier, Hg. Universität Gießen, Gießen: Alfred Töpelmann Verlag, 1907, S. 159.
- ⁸ Der wissenschaftliche Vortrag ist im vorliegenden Fall nicht überliefert, s. Anm. 6.
- ⁹ Die Universität Gießen, S. 160; Hübner, S. 108 f.
- ¹⁰ s. u., Anm. 40.
- ¹¹ Der Wortlaut ist nicht überliefert.
- ¹² Nr. 98 in der Matrikel der Universität Gießen, die für die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts nur bruchstückhaft überliefert, für unseren Zeitraum (bis 1612) glücklicherweise erhalten ist: Im April 1893 fand man bei Umräumarbeiten im Universitätsarchiv Teile der seither vermißten Matrikel aus der ersten Zeit der Gießener Universität; vgl. Die Matrikel der Universität Gießen 1608–1707, Hg. Ernst Klewitz und Karl Ebel, Gießen 1898, S. 170 ff.
- ¹³ *Theses miscellae ex cyclopaedia philosophica, ad quas ... praeside et moderatore M. Joachimo Jungio ... respondebunt XV. honesti et eruditi iuvenes ... pro consequendo supremo in philosophia gradu ... Gies-sae 1611*. Es handelt sich hier um die *disputatio universalis* (s. o.). Die restlichen vierzehn in den *Theses* aufgeführten Personen sind: Henricus Nicolai Junior, Burchardus Schlanhofius, Johannes Textor, Joannes Liptitzius, Petrus Borbergius, Christophorus Kircherus, Johannes Petrus Auchterus, Johannes Vesenbec-cius, Johannes Fabricius, Paulus Lohrius, Johannes Philippus Ebelius, Adamus Pletzius, Philippus Dippelius und Balthasar Ortwinus.
- ¹⁴ Der Promotor hat im Namen der Kandidaten vom Universitätskanzler die *facultas promovendi* zu erbitten, dann fordert er den akademischen Pedell auf, den Magistereid vorzulesen, den die Kandidaten nach-sprechen (Wortlaut nicht überliefert); vgl. Die Uni-versität Gießen, S. 161.
- ¹⁵ Der lange Satz ist ein schönes Beispiel für Jungius' vortreffliche Beherrschung ciceronianischer Peri-

- oden, die nachzuahmen die folgende Übersetzung nicht anstrebt: Ich, Joachim Jungius aus Lübeck, ordentlicher Professor für Mathematik an dieser hochberühmten Universität, nach Vorschrift zum Promotor bestimmt ... ernenne ... (es folgen im Original acht weitere Verben im Sinne von „ernennen“ oder „erwählen“) Euch fünfzehn Kandidaten an diesem ehrwürdigen Ort der Wissenschaft zu Doktoren der *artes liberales* und der Philosophie, auch Magister genannt; vgl. den vollständigen Wortlaut in Hübner, S. 111.
- ¹⁶ Gell. N. A. III 15, 3
- ¹⁷ Die Geschenkverleihung selbst wird in der Rede nicht ausgeführt; auch findet sich kein direkter Hinweis darauf, daß, wie bei Promotionsfeiern üblich, der Promotor bei der Geschenkübergabe lateinische Verse verlas (Die Universität Gießen, S. 162).
- ¹⁸ Hübner, S. 115.
- ¹⁹ Die Universität Gießen, S. 159. Die Überlieferungssituation legt nahe, daß beide Promotionen am selben Tag vorgenommen wurden.
- ²⁰ Dieser Grad war der unterste akademische Grad und wurde nach dem Besuch bestimmter Kurse und Prüfungen vergeben. Man verlangte von den Kandidaten „in erster Linie Sprachkenntnis (im Lateinischen und Griechischen), dann auch die Anfänge philosophischer Wissenschaft“ (Die Universität Gießen, S. 158). Jungius nennt in seiner Rede Latein und Griechisch, Logik, Rhetorik, Arithmetik und Sphärologie als die *prima fundamenta philosophiae*.
- ²¹ Georg Crassius konnte in der Gießener Matrikel nicht nachgewiesen werden; s. u.
- ²² Die Bakkalaurei werden im Gegensatz zu den Magistern nicht so reichlich beschenkt. Sie erhalten lediglich einen Lorbeerkranz („Lauream cape nunc tibi coronam“, in Gedicht Nummer 8, s. u.).
- ²³ Adam Bletz, der zwar nicht in der Matrikel nachgewiesen werden konnte, aber ebenfalls in den Gießener Disputationsthesen (s. Anm. 13) genannt wird. Auch finden wir seinen Namen in den Gedichten wieder, s. u.
- ²⁴ s. u.
- ²⁵ In den meisten Fällen ist ein und derselbe Text nochmal in einer Abschrift vorhanden, die hier nicht aufgeführt werden. Auf A. Bletz, B. Ortwin, J. Wesenbeck und Chr. Kircher sind sogar jeweils zwei verschiedene, auf P. Borberg drei verschiedene Gedichte überliefert.
- ²⁶ „M“ steht für Magister, „B“ für Bakkalaureus.
- ²⁷ S. Anm. 17.
- ²⁸ Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts, S. 236 ff.
- ²⁹ „Was, auch die Weber bitten um Auszeichnungen?“
- ³⁰ „Was hast du für eine schreckliche Stirn? Weshalb schwingst du die Hörner, Schwinghorn?“
- ³¹ „Quisque suae faber est fortunae.“
- ³² Hain, dem Mathematiker keinesfalls unbekannt verläßt du uns./du seltene Hoffnung der Mathematik ... Hipparch selbst gratuliert dir zum Titel, und/Ptolemäus selbst ruft dich zu weiteren Fortschritten auf. Leb' wohl!
- ³³ Die Natur und das Glück haben dir vieles verweigert./Das Glück hat dir Reichtum verweigert, die Natur körperliche Wohlgestalt./Aber bedeutender ist die göttliche Gabe, bedeutender die der/Gelehrten, wenn du diese Münzen (als Zeichen) der Kunst in Empfang nimmst.
- ³⁴ Nicolai, hierher, hierher komm' nun schnell und geschwind,/nimm die verdienten Belohnungen für deine Arbeit in Empfang./Einen schönen Hut nimm und einen hübschen Kranz./einen goldenen Ring auch, die Zeichen der Magisterwürde ...
- ³⁵ Nummer 35 ist Zitierfassung gegenüber der Konzeptfassung Nr. 8, in der sehr viel korrigiert und über die Hälfte des Textes durchgestrichen ist.
- ³⁶ Siehst du wie im Gold dir sich zeigen die Auszeichnungen./Achter, in purem Gold, und nicht sollen dir verweigern/die Musen die Kränze, und mit hellem/Glanz sollen an dir vorbeiziehen die Fackeln./Vertreib' die Trauer, wenn sie dein/Herz erfüllt, erhele mit Frohsinn die innersten/Winkel des Herzens: diese Schule/ruft dich, Petrus, zum Magister aus ...
- ³⁷ Man beachte die häufigen Wiederholungen: In Zeile 3 (integra), Z. 12/13 (Jura nec ulla rapit), Z. 14 (potior, potiora) und Z. 15/16 (patrijs, aemulus/aemula, nomina/nominibus).
- ³⁸ Auf eine Übersetzung soll hier verzichtet werden; zum Inhalt sei folgendes angemerkt: Ein gänzlich unattraktiver Ausgangspunkt des Gedichts ist die Tatsache, daß der Vorrang des Adressaten nicht auf seinen Leistungen, sondern auf den Ergebnissen eines Losverfahrens beruht. Dieser Gedanke wird nicht entwickelt oder zu einer Pointe geführt. Das Gedicht stagniert um diesen einen Gedanken bis etwa zur Hälfte und endet mit der etwas blassen Aufforderung, es den Vorfahren gleichzutun.
- ³⁹ Der Gebrauch von *accinere* gegenüber Wendungen wie „authore Joachimo Jungio“ unterstützt m. E. die Annahme, daß Jungius nicht der Autor dieses Gedichtes ist.
- ⁴⁰ „... reliqui vero quinque eo (ordine), quem caeca sors ob parem in vobis deprehensam eruditionem, probitatem dispensavit, subsequimini“, Hübner, S. 109; vgl. Anm. 10.
- ⁴¹ Vgl. Die Universität Gießen, S. 137 und Die Universität Gießen als Typus einer Hochschulgründung, in: Academia Gissensis, S. 104.
- ⁴² Unleserliche Stelle.
- ⁴³ Unleserliche Stelle.
- ⁴⁴ Die Musen haben Borberg folgendes gelehrt: Physik (penetralia Physicae), Metaphysik (sapientia transnaturalis), Geometrie (lineae numerique), Ethik (quod

domat affectum at mores facit esse politos), Logik (logicum acumen), Rhetorik (disertus). So hat er die Auszeichnungen wohl verdient (ergo hujus studii cape prae-mia) und erhält einen Kranz (sertum) und einen goldenen Ring (gemma induta auro).

Literatur

Guhrauer, Gottschalk E. Joachim Jungius und sein Zeitalter. Nebst Goethes Fragmenten über Jungius. Stuttgart u. Tübingen: J. G. Clotta, 1850.

Hübner, Gaby. Aus dem literarischen Nachlaß von Joachim Jungius. Edition der Tragödie Lucretia und der Schul- und Universitätsreden. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1995.

Meinel, Christoph. Der handschriftliche Nachlaß von Joachim Jungius in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg (Katalog der Handschriften der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Bd. 9). Stuttgart: Dr. Ernst Hauswedell & Co., 1984.

Paulsen, Friedrich. Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten ... Leipzig: Veit & Comp., 1885.

Academia Gissenis: Beiträge zur älteren Gießener Universitätsgeschichte. Zum 375jährigen Jubiläum dargebracht von dem Hist. Inst. der Justus-Liebig-Universität Gießen. Hg. Peter Moraw u. Volker Press. Marburg: N. G. Elwert Verlag, 1982.

Die Matrikel der Universität Gießen 1608–1707. Hg. Ernst Klewitz und Karl Ebel. Gießen 1898.

Die Universität Gießen von 1607 bis 1907. Beiträge zu ihrer Geschichte. Festschrift zur dritten Jahrhundertfeier. Hg. Universität Gießen. Gießen: Alfred Töpelmann Verlag, 1907.

Theses miscellae ex cyclopaedia philosophica, ad quas ... praeside et moderatore M. Joachimo Jungio ... respondebunt XV. honesti et eruditi iuvenes ... pro consequendo supremo in philosophia gradu ... Giessae: Nicolaus Hampelius, 1611.

***In Forschung und Qualitätssicherung
ist man auf exakte, reproduzierbare
Meßergebnisse angewiesen.***

Die elektronischen
Labor- und Analysenwaagen
und analytischen Instrumente von
METTLER TOLEDO
erfüllen diese Anforderungen.
Die Meßdaten können über
Datenschnittstellen
an übergeordnete Systeme
und Drucker
zur Weiterverarbeitung
– auch nach GLP-Grundsätzen –
gegeben werden.

Mehr wissen durch Wägen und Messen.

The logo graphic consists of a series of parallel diagonal lines that form a triangular shape pointing towards the right. The lines are closely spaced and create a sense of depth and movement.

METTLER TOLEDO

Mettler-Toledo GmbH
Ockerweg 3
35396 Gießen
Telefon 06 41/50 70

„... und Hypothesenkrämerey getrieben daß einem der Kopf schwindelt ...“¹

Liebigs Hochschullehrer Karl Wilhelm Gottlob Kastner (1783–1857) *

1. Einleitung

Weithin bekannt ist der Darmstädter Justus Liebig als einer der bedeutendsten deutschen Chemiker und entschiedener Gegner der romantischen Naturphilosophie. Und in diesem Sinne klingen seinen heutigen Freunden und Bewunderern die kraftvollen Worte im Ohr, mit denen er sich gegen die romantische Naturphilosophie wandte. Besonders eindrucksvoll hat er dies in seinem „Zustand der Chemie in Preußen“ von 1840 zum Ausdruck gebracht. Dort bezeichnete er das Handeln der Naturphilosophen als „Pestilenz“ und „schwarzen Tod des Jahrhunderts“ und schrieb darüber hinaus:

„Einen Menschen, der im Zustand der Tollheit einen anderen umbringt, sperrt der Staat ein und macht ihn unfähig zu schaden, und ihnen [den Naturphilosophen] erlaubt man, heut zu Tage noch, unsere Ärzte zu bilden und ihnen ihren eigenen Zustand der Tollheit mitzuteilen, der ihnen mit Gewissensruhe und nach Principien erlaubt, tausende zu tödten!“²

Entsprechend distanzierte er sich im Nachhinein von dieser Denkrichtung und bezeichnete den so geprägten Lebensabschnitt als vergeudet:

„auch ich habe diese an Worten und Ideen so reiche, am wahren Wissen und gediegenen Studien so arme Periode durchlebt, sie hat mich um zwei kostbare Jahre meines Lebens gebracht; ich kann den Schreck und das Entsetzen nicht schildern, als ich aus diesem Taumel zum Bewusstseyn erwachte.“³

Auf diesen von ihm später so geschmähten Pfad hatte Liebig unter anderen sein akademischer Lehrer Karl Wilhelm Gottlob Kastner geführt, der herbe Kritik durch den berühmten Schüler einstecken mußte. Seine Vorwürfe schrieb Liebig in seinen autobio-

graphischen Aufzeichnungen⁴ nieder, die nicht zuletzt durch die Wiedergabe in der Liebigbiographie von Jakob Volhard Anfang unseres Jahrhunderts weithin bekannt wurden:

„Der Vortrag von Kastner, welcher als der berühmteste Chemiker galt, war ungeordnet, unlogisch und ganz wie die Trödelbude voll Wissen beschaffen, die ich in meinem Kopfe herumtrug. Die Beziehungen, die er zwischen den Erscheinungen auffand, waren etwa nach dem folgenden Muster: ‚Der Einfluß des Mondes auf den Regen sei klar, denn sobald der Mond sichtbar sei, hörten die Gewitter auf; oder der Einfluss der Sonnenstrahlen auf das Wasser zeige sich an dem Steigen des Wassers in den Gruben der Bergwerke, von denen manche im hohen Sommer nicht bearbeitet werden können‘; dass man den Mond sieht, wenn die Gewitter sich verzogen haben, und dass das Wasser in den Gruben steigt, wenn im Sommer die Bäche versiegen, welche die Pumpen treiben, war natürlich eine für einen geistreichen Vortrag zu plumpe Erklärung.“⁵

Diese Charakterisierung Kastners verlangt förmlich nach einer kritischen Hinterfragung, nicht zuletzt, weil Liebig noch heute breiten Bevölkerungsschichten ein Begriff ist, während sein Lehrer in Vergessenheit geriet. Kastner ist zwar zu Lebzeiten ein bedeutender Chemiker und Naturwissenschaftler gewesen, heute ist über ihn jedoch nur wenig bekannt⁶.

2. Zum Leben und Wirken Kastners

2.1. Kindheit, Lehr- und Wanderjahre

Karl Wilhelm Gottlob Kastner wurde 1783 als Sohn des Rektors und Predigers Johann

* Die vorliegende Arbeit entstand im Rahmen der Anfertigung einer Dissertation zu Leben und Werk Kastners.

Gottlob Friedrich Kastner in Greifenberg in Pommern geboren. Bereits vor seiner Schulzeit erhielt Kastner im elterlichen Haus Unterricht sowohl von seinem Vater als auch von seiner Mutter, die er selbst als „hoch gebildet“ beschrieb. Sein Vater wurde schließlich 1792 nach Swinemünde auf der im Odermündungsbereich liegenden Insel Usedom versetzt, wo Kastner mit jugendlichen Naturstudien und dem Lesen von Chemielehrbüchern begann. Nachdem er durch die Bekanntschaft des Gehilfen der Swinemünder Apotheke erste chemische Versuche im dortigen Labor durchführen konnte, trat Kastner 1798, im Alter von 15 Jahren, in dieser Apotheke eine Lehrstelle an. Ihm wurde erlaubt, dort auch zu Privatzwecken experimentell zu arbeiten, was Kastner unter anderem zum Analysieren des Ostseewassers nutzte. Da Kastner Analysenprotokolle an seinen Berliner Onkel sandte, der diese wiederum auch dem Chemiker Martin Heinrich Klaproth vorlegte, erhielt der junge Pharmazeut 1801 – nach Erlassung eines Teils seiner Lehrzeit – durch die Vermittlung Klaproths die Stelle eines Apothekergehilfen in Berlin. Die Ergebnisse dieser Ostseewasser-Untersuchung veröffentlichte 1802 Trommsdorff in seinem Journal, wo auch noch andere Aufsätze Kastners erscheinen sollten.

Auch in Berlin arbeitete Kastner analytisch im Labor der Apotheke, bildete sich jedoch darüber hinaus durch den Besuch von Vorlesungen weiter, so in Anatomie, Botanik und Experimentalphysik, letzteres bei Sigismund Friedrich Hermbstaedt.

Ostern 1803 verließ Kastner schließlich Berlin in Richtung Sachsen, um in Neustadt eine Apotheke zu verwalten. Dieses gelang ihm auch und soll ihm bei einer Apothekenvisitation viel Lob eingebracht haben.

2.2. Studium in Jena

1804, wieder zu Ostern, zog es ihn jedoch bereits weiter. Kastner wollte über Jena nach Göttingen reisen, da er dort auf Empfehlung

Trommsdorffs eine Assistenzstelle bei dem Chemiker Johann Friedrich Gmelin (1748–1804) erhalten hatte. Aus Geldmangel war es ihm jedoch nicht möglich, weiter als bis nach Jena zu gelangen, ein Umstand, der sich aber als entscheidend für seine Zukunft auswirken sollte. Kastner begann, Medizin und Naturwissenschaften zu studieren, und freundete sich mit dem romantischen Physiker Johann Wilhelm Ritter (1776–1810) an, der auch dafür sorgte, daß Kastner anfangs auf Kredit leben konnte. Ritter, mit dem Kastner unzertrennlich gewesen zu sein scheint, übte einen großen Einfluß auf diesen aus, wie das gesamte Umfeld der Romantischen Naturphilosophie in Jena überhaupt. Die Vorstellungen der Naturphilosophie sollten Kastners Leben und Werk prägen.

Neben Ritter stellte der Chemiker Johann Friedrich August Götting (1753–1809) eine weitere wichtige Bezugsperson für Kastner dar. Schon in seiner Ausbildungszeit las Kastner dessen Schriften, war in Jena schließlich auch gut bekannt mit ihm und übernahm manche Vorstellung von dem ehemaligen Apotheker. Dazu gehörte zum Beispiel die Anstrengung, chemische Kenntnisse – nicht zuletzt bei Pharmazeuten – zu verbreiten und zu vertiefen, das Bestreben, die neue Lavoisiersche Chemie durchzusetzen oder die Nützlichkeit der Chemie mehr zum Tragen kommen zu lassen.

Noch als Student begann Kastner, selbst Kommilitonen zu unterrichten. Um als Privatdozent aber offiziell tätig werden zu dürfen, benötigte er jedoch den Dokortitel, der ihm schließlich – wenn auch nach einigen formalen Schwierigkeiten – bereits im November des Jahres verliehen wurde. In seiner Dissertationsschrift behandelte er die Erwärmung des Wassers und die damit verbundenen Veränderungen.

Auch schriftstellerisch wurde Kastner bereits zu dieser Zeit sehr aktiv. 1805 erschienen seine „Materialien zur Erweiterung der

Naturkunde“. Ebenfalls in diesem Jahr begann der Druck des 1807 herausgegebenen Werkes „Grundriß der Chemie“, ein stark theoriebeladenes Buch, in welchem Kastner dem Interessierten „Principien“ vermitteln wollte, die bei chemischen Untersuchungen benötigt würden. Schon hier zeigt sich ein Charakteristikum der Werke Kastners, das seine Vielbelesenheit demonstriert, nämlich die großen Mengen an Literaturhinweisen und Verweisen in unzähligen Anmerkungen.

2.3. Erste Professorenstelle in Heidelberg
Bereits im gleichen Jahr – also 1805 – folgte er einem Ruf als außerordentlicher Professor für Chemie nach Heidelberg. 1810 sollte er dort eine ordentliche Professur erhalten. In die Heidelberger Zeit fällt schließlich der Beginn einer Tätigkeit, die Kastner sein Leben lang beschäftigen sollte: Die Analyse von Mineralquellen und Mineralwässern. Kastner begann diese Untersuchungen (1806) in Baden-Baden, sein Haupttätigkeitsbereich sollte später im Nassauischen liegen.

Durch verbesserte Analysemöglichkeiten kam es Anfang des 19. Jahrhunderts zu einer verstärkten Untersuchungstätigkeit in diesem Gebiet, die zu einem großen Aufschwung der Heilquellenkunde und somit der Bäder führte. Auch wirtschaftliche Aspekte spielten hier eine große Rolle. Kastners Veranlassung, auf diesem Gebiet tätig zu werden, ist zum einen sein Interesse gewesen, auch diesen Bereich der Natur auf chemischem Wege zu untersuchen, geschah zum anderen aber schlicht aus finanziellen Überlegungen.

Wichtig erschien Kastner die Untersuchung auch der Imponderabilien im Wasser und nicht nur der Salze. Erst diese Imponderabilien machen für ihn das Mineralwasser zu dem, was es seiner Meinung nach ist: etwas „Ganzes“, das mit einem Organismus verglichen werden kann. Hier treten ganz deutlich Kastners durch die romantische Naturphilo-

sophie geprägten Vorstellungen zutage, daß die Natur und ihre Teile etwas Ganzheitliches darstellen, deren Teile miteinander wechselwirken. Nur durch die Berücksichtigung aller Aspekte könne man daher die Natur verstehen. Und so vertrat Kastner auch die Meinung, ein künstliches Mineralwasser könne nicht die Wirkung eines natürlichen besitzen, da über die Imponderabilien in ihm noch nicht genug bekannt sei.

An der Heidelberger Universität wurden ihm im Laufe der Zeit neben der Chemie immer mehr Aufgaben angetragen, so daß er nach und nach über Experimentalchemie, Agrikulturchemie, Pflanzenphysiologie, Botanik, Physik und Mineralogie vortrug, was für ihn bis zu sieben Stunden Vorlesungen täglich bedeutete. Besonders hervorzuheben ist seine Veranstaltung „Encyklopädie der gesamten Naturwissenschaften“, die Kastner erstmals in Heidelberg anbot und die seitdem den Auftakt eines jeden Semesters – als ein zweiwöchiger Grundkurs der Naturwissenschaften – darstellte. Daneben übernahm er auch die Direktion der botanischen Gärten, in denen er zum Beispiel die Düngung mit Knochenmehl demonstrierte. Dieses Aufgabengebiet, das ihm die Möglichkeit bot, Nützliches und Gutes für die Bevölkerung zu tun, bedeutete ihm persönlich sehr viel. Liebigs spätere Arbeiten zu diesem Thema schließen hier an Kastner an.

In dieser Zeit stand Kastner auch bereits mit den verschiedensten Wissenschaftlern in Kontakt. So traf er zum Beispiel bei seiner Reise von Jena nach Heidelberg (1805) in Würzburg den Philosophen Friedrich Wilhelm Schelling (1775–1854) oder besuchte 1807 in Tübingen den bekannten Mediziner und Chemiker Carl Friedrich Kielmeyer (1765–1844). Für Kastner bedeuteten diese Heidelberger Jahre jedoch nicht nur intensive Lehrtätigkeit und Aufbau von persönlichen Beziehungen, auch seine literarische Produktivität stieg. Es entstanden unter anderen die „Beiträge zur Begründung einer

wissenschaftlichen Chemie“ – zwei Bände, 1806 und 1807 –, eine Sammlung verschiedenster Beiträge im Stil von Zeitschriftenartikeln, ein Teil davon war auch bereits in „Trommsdorffs Journal“ erschienen. Mit diesem Werk, in dem Kastner sehr genau viele Analysen beschreibt und qualitative und quantitative Ergebnisse anbietet, bringt er seine persönliche Ansicht zur wissenschaftlichen Arbeit in der Chemie zum Ausdruck. Deren richtige Behandlung müsse in einem Ausgleich der beiden extremen Positionen geschehen, die für ihn sind: a) die Betrachtung eines bestimmten Aspektes der Natur, was jedoch den Verlust einer Natur als Ganzes bedeutet, und b) die fast zwanghafte Bemühung einer Beschreibung dieser Natur als Ganzes, was für Kastner eine unzulässige „Naturreduktion“ darstellt, die nicht zu wissenschaftlichem Fortschritt führen könne. Diese Vorstellungen also möchte er vereinigen, und zeigt damit – wie so oft in seinem Werk – seine durchaus die Empirie schätzende Arbeitsweise, aber auch seine Eigenart, Theorien und Handlungsvorschriften zu kombinieren oder die ihm richtig erscheinenden Teile auszusondern.

Als weiteres Werk dieser Schaffensperiode Kastners wäre noch der „Grundriß der Experimentalphysik“ von 1810 zu nennen, der zehn Jahre später eine zweite Auflage erfuhr. Kastner beschreibt in diesem Lehrbuch sehr ausführlich verschiedene physikalische Versuche, mit denen er auf die Erläuterung der physikalischen Sachverhalte hinleitet. Spekulative Vorstellungen stehen hier eher im Hintergrund.

2.4. Professur in Halle

1812, in einer Zeit der politischen Unruhe in ganz Europa, nahm Kastner dann einen Ruf als ordentlicher Professor für Chemie und Physik in Halle an, zwei Fächer, die für ihn als Vertreter einer ganzheitlichen Natursicht besonders eng miteinander verbunden waren. Auch an seinen späteren Wirkungsstät-

ten (Bonn und Erlangen) sollte er diese Fächer in Personalunion unterrichten.

In Halle hatte er den Herausgeber der „Annalen der Physik“ Ludwig Wilhelm Gilbert (1769–1824) zu ersetzen, der nach Leipzig abgegangen war. Die Erfüllung seines Lehrauftrages stellte ihn jedoch vor keine leichte Aufgabe – man denke an die Not und Wirren durch die französische Besetzung und die Befreiungskriege. Trotzdem gelang es Kastner, seine Hörerzahlen beständig zu steigern, war er doch auch in Halle ein beliebter Lehrer, der seine Studenten durch freien Vortrag – womit er bereits in Jena begonnen hatte – zu begeistern verstand. Das änderte jedoch nichts daran, daß er praktisch ständig in finanziellen Problemen steckte, die auf seine Ausgaben für die Experimentalvorlesungen zurückzuführen waren. Daneben wollte Kastner neue Entdeckungen erst selbst nachprüfen, bevor er schließlich seinen Studenten über sie berichtete. Zusätzlich setzte sich Kastner in Halle stark für den Bau eines chemischen Laboratoriums ein, für das er ein speziell zu errichtendes Gebäude vorschlug. Obwohl er detaillierte Angaben dazu machte, wurde dieses Projekt wohl aus finanziellen Gründen aber nicht durchgeführt.

Und auch auf pharmazeutischem Gebiet ist Kastner in Halle tätig gewesen, nahm er doch mehrfach im Auftrag der Medizinalbehörde Apothekenvisitationen vor, zum „entschiedenen und sehr schmeichelhaften Beifall“ der Behörde, wie Kastner selbst schrieb. Weiterhin betätigte er sich fünf Jahre lang als Herausgeber des „Berlinischen Jahrbuchs für die Pharmacie“, in dem verschiedenste Beiträge aus dem Bereich der Apotheke, der Botanik und der Chemie – davon eine ganze Reihe an analytischen Arbeiten – erschienen. Von Kastner selbst stammt ein Teil dieser Aufsätze. Der spätere Herausgeber des Jahrbuchs Wilhelm Carl Meißner (1792–1853) ist in Halle Schüler von Kastner gewesen.

Wie viele Professoren und Studenten deutscher Hochschulen beteiligte sich auch Kastner aktiv an den Befreiungskriegen. Seinen Dienst begann er freiwillig im Oktober 1813 nach der Völkerschlacht von Leipzig, als er in Halle die Aufsicht über vier russische und preußische Lazarette übernahm. Dort ist er auch ärztlich tätig gewesen. Nach eigener Erkrankung trat er in die Landwehr – die sogenannte „Elblandwehr“ – ein, wurde Stabskapitän und führte unter anderem Musterungen von Freiwilligen durch, unter denen sich auch ehemalige Zuhörer befanden. In dieser Zeit hatte Kastner die Idee, für Kriegsversehrt und Hinterbliebene gefallener Soldaten Sammlungen zu veranstalten. Für dieses Vorhaben erhielt er die Zustimmung vom Staatskanzler Hardenberg, der Kastner gestattete, in England Gelder zu sammeln. In dieser Mission ist Kastner dann tatsächlich sehr erfolgreich gewesen, gelang es ihm doch, 16000 Pfund Sterling vom britischen Parlament für seine Sache zugesichert zu bekommen. Während seines viermonatigen Aufenthaltes auf der Insel machte er darüber hinaus die Bekanntschaft einer Reihe von hochgestellten Persönlichkeiten. Durch die Vielzahl der Freundschaften, die er in der Themsestadt schloß, war es ihm außerdem vergönnt, eine Reihe von Fabriken von Manufakturen zu besichtigen, die ihn aufgrund seines eigenen Engagements für die Gewerbeförderung besonders interessiert haben.

2.5. Professur in Bonn

1818 erwartete den in der Gelehrtenwelt hoch geschätzten Kastner eine neue große Aufgabe: die gerade wiedereröffnete Universität in Bonn. Nach ihrer Schließung durch die Franzosen im Jahre 1798 wurde diese von Preußen wiedereröffnet, was Kastner frühzeitig erfahren und sich daher bald um eine Professur für Physik und Chemie bemüht hatte. Von Altenstein bei einem Gehalt von 1500 Talern eingestellt ist Kastner schließlich einer der elf Lehrer gewesen, mit

denen die Hochschule ihr erstes Semester beginnen konnte. Darüber hinaus wurde er sogleich zum Dekan ernannt und sollte sogar Rektor werden, nachdem der eigentlich vorgesehene das Amt nicht annehmen wollte. Kastner – national-liberal gesinnt und dem restaurativen Preußen eher kritisch gegenüberstehend – lehnte jedoch aus politischen Gründen ab. Diese politische Haltung – die schon mit Kastners patriotischem Einsatz während der Befreiungskriege angedeutet worden ist – ist ein für Kastner charakteristischer Wesenszug gewesen. In Bonn bereitete sie ihm vom ersten bis zum letzten Tag Probleme: So hielt er nur wenige Tage nach seiner Ankunft in Bonn bei einer Feier eine Rede. Dies geschah am 18. Oktober 1818, zum Gedenken an die Völkerschlacht bei Leipzig und damit am ersten Jahrestag des Wartburgfestes und am Tag der Gründung der „Allgemeinen deutschen Burschenschaft“ in Jena. In Folge der Bonner Feier stellte die Preußische Regierung aber Nachforschungen und Vernehmungen an – auch von Kastner. Preußen wurde zu dieser Zeit immer mißtrauischer gegenüber freiheitlichen und patriotischen Bestrebungen, man denke an die Karlsbader Beschlüsse (1819), die sogenannten Demagogenverfolgungen, das Verbot der Burschenschaften (1820) oder auch die Suspensierung des patriotischen Bonner Historikers Arndt (1820–1840). Kastner fühlte sich durch eine Reihe an Vorfällen vom preußischen Staat unterdrückt, überwacht und mißverstanden, so daß er schließlich mit Freude 1821 einen Ruf nach Erlangen – in Bayern gelegen – annahm.

In Bonn hatte Kastner aber in der Zwischenzeit für die Universität und seine Lehrfächer einiges leisten können. Zwar kam ein geregelter – auch praktischer – Chemieunterricht nur langsam in Schwung, eine Unterweisung der Studenten im chemischen Laboratorium fand aber statt. Diese Unterweisung dürfte – zu der Zeit nicht unüblich – aus der Demon-

stration von Experimenten und chemischen Vorgängen zur Verdeutlichung der Vorlesung bestanden haben.

Im Gegensatz zu der heutigen Ansicht, Kastner hätte als romantischer Naturwissenschaftler die Empirie vernachlässigt, setzte er sich oft ausdrücklich für die Durchführung von Experimenten ein – sowohl zu demonstrativen Zwecken als auch zur Entscheidung bei Streitfragen und zum Selbststudium. Kastner engagierte sich sogar für den Bau eines zweiten Laboratoriums und war stets bemüht, Gelder für Apparate und Präparate zu organisieren.

Einige Studenten wurden so von Kastner in den Stand gesetzt, selbst praktisch zu arbeiten, wie wir nicht zuletzt durch den Briefwechsel Liebig's wissen. Dies geschah hauptsächlich wohl präparativ und nicht zuletzt aus finanziellen und wirtschaftlichen Erwägungen. Kastner wollte dabei sowohl seinen eigenen Geldbeutel füllen, als auch durch die ausgebildeten Chemiker der maroden Wirtschaft nach den Befreiungskriegen und Hungersnöten – besonders 1816 – wieder auf die Beine helfen.

In diesem Kontext gab Kastner von 1815 bis 1822 eine Zeitschrift heraus, den „Deutschen Gewerbsfreund“.

Mit dem Blatt beabsichtigte Kastner, jungen Gewerbetreibenden die neuesten Errungenschaften der Naturwissenschaften näherzubringen und die Bevölkerung in den Stand zu setzen, ihre materielle Lage zu verbessern. Dabei stand besonders die Linderung der „Brotnoth“ – wie Kastner sie nannte – im Vordergrund, der er ganz konkret begegnen wollte. So machte er Vorschläge für verschiedenste Ersatzprodukte – zum Beispiel Arrak aus Weizen –, für die bessere Nutzung von Nahrungsquellen – zum Beispiel optimierte Viehmast durch Futterzusätze –, oder zur Haltbarmachung von Lebensmitteln – zum Beispiel die Lagerung von Obst in Kohlenstaub. Weiterhin gab Kastner praktische Tips für den Haushalt, zum Beispiel

zum energiesparenden Kochen oder zur Fleckentfernung. Die behandelten Themen des „Gewerbsfreund“, der aus Beiträgen und Leserbriefen von verschiedenen Personen besteht, aber auch aus Leseranfragen, Buchbesprechungen usw., decken ein riesiges Spektrum ab. Sie reichen vom Tabak über das Schießpulver bis zur Eisenverhüttung.

Neben der Chemie unterrichtete Kastner in Bonn weiterhin Physik, auch hier war sein Arbeitsstil ein experimenteller, zumeist aber auf die Demonstration bekannten Wissens beschränkter, wollte er doch die „Naturgesetze während des Vortrages durch Versuche so scharf wie möglich [...] beweisen“.

Ein weiteres Unterrichtsfach ist die Pharmazie gewesen, für das Kastner – seiner Ausbildung nach ja eigentlich Pharmazeut – prädestiniert gewesen ist. Er bot auf diesem Gebiet auch eine spezielle Vorlesung an: pharmazeutische Experimentalchemie.

Kastners Vorlesungen waren insgesamt – wie eigentlich immer während seiner Professorentätigkeit – sehr gut besucht. Auch Bürger- oder „Nichtstudenten“, wie Kastner es ausdrückte – nahmen an ihnen teil. Die meisten Veranstaltungen hielt er aber „privatim“, so seine Experimentalphysik und -chemie oder auch die Vorlesung über gerichtliche Chemie.

Überaus wichtig für die Förderung der Naturwissenschaften in Bonn war die „Kaiserliche Leopoldinisch-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher“ – kurz: „Leopoldina“ –, der Kastner seit 1816 angehörte. Er, der unter anderem wegen seiner Mitgliedschaft in dieser Akademie nach Bonn berufen worden war, sorgte mit dafür, daß sein Freund Christian Gottfried Daniel Nees von Esenbeck (1776–1858) – ein Botaniker, der der romantischen Naturphilosophie sehr nahe stand und damals Präsident der Leopoldina gewesen ist – von Erlangen nach Bonn wechselte. Damit verbunden war auch die Verlegung der Leopoldina nach Bonn

und eine entsprechende Stärkung der Naturwissenschaften dort.

Neben diesen wissenschaftlichen Tätigkeiten zeichnete sich Kastner durch seine religiösen Aktivitäten – ein weiterer wichtiger Charakterzug Kastners – für die junge evangelische Gemeinde in Bonn aus. Im katholischen Rheinland hatten die protestantischen Hochschullehrer einen nicht leichten Stand, wenn sie auch vom preußischen Staat bevorzugt wurden. So entwickelte sich in Bonn eine enge Verbindung von Universität und evangelischer Gemeinde, in der Kastner auch in den Kirchenrat gewählt wurde und seine religiösen Grundsätze lebte.

2.6. Lange Schaffenszeit in Erlangen

Kastners nächste und letzte Wirkungsstätte ist Erlangen gewesen. Hier verbrachte er die Jahre zwischen 1821 und 1857, bis kurz vor seinem Tode noch lehrend.

Diese Zeit ist für ihn auf literarischem Gebiet eine sehr fruchtbare gewesen, er verfaßte eine Reihe von Lehrbüchern und viele Abhandlungen. Die meisten von diesen sind in seinem „Archiv für die gesammte Naturlehre“ (1824–1835) – ab 1830: „Archiv für Chemie und Meteorologie“ – erschienen. Mit dieser Zeitschrift wollte Kastner durch die Beiträge von verschiedensten Naturwissenschaftler – auch des Auslands – sowohl neuestes als auch älteres Wissen aus den Gebieten Physik, Chemie und Physiologie bekannt machen. Wie schon mit dem „Deutschen Gewerbsfreund“ bezweckte Kastner auch mit seinem „Archiv“ „Gewerbetreibende mehr und mehr zur Wissenschaft heraufzuziehen“⁷.

Wie ein Ausgleich zu seiner schriftstellerischen Tätigkeit nahm jedoch sein politisches Engagement in Erlangen stark ab. Von Auseinandersetzungen mit der Staatsmacht ist jedenfalls nichts mehr überliefert. Zwar hegte er sicher noch Sympathie mit der Burschenschaftsbewegung, bei 1822 in Erlangen stattgefundenen Studentenunruhen – an

denen auch Liebig beteiligt gewesen ist – übernahm der bei den Studenten beliebte „Meister Kastner“ jedoch erfolgreich die Vermittlerrolle zwischen Studentenschaft, Universität und Stadt.

Neben Kastners schriftstellerischer Wirkung ist die auf dem Gebiet der Lehre die entscheidende gewesen, was sich auch in Erlangen zeigte. Bereits zwei Jahre vor seinem Wechsel nach Erlangen versuchte die dortige Philosophische Fakultät Kastner für sich zu gewinnen. Für sie war er „der vorzüglichste unter Deutschlands akademischen Lehrern der Physik und Chemie, ein Mann welcher beide Wissenschaften mit Gründlichkeit und Liebe umfaßt und anerkannt die Eigenschaft in sich vereint, wodurch die Fruchtbarkeit des Erfolgs in der Theorie und der Anwendung gesichert ist“. Entsprechend beliebt ist Kastner auch bei den Studenten gewesen. Seine Vorlesungen waren von Beginn an so gut besucht, daß er darum nachsuchen mußte, eine Wand in seiner Wohnung herausnehmen und durch eine hölzerne Schiebetür ersetzen zu lassen, um das gesamte Auditorium aufnehmen zu können. An diesen Vorlesungen, zu denen auch die „Enzyklopädie der Naturwissenschaften“ gehörte, nahm neben Liebig unter anderen der Dichter August von Platen teil. Zusätzlich zu Vorlesungen zur Experimentalchemie und Experimentalphysik, pharmazeutischer und analytischer Chemie bot Kastner in dieser Zeit zum Beispiel solche über die Geschichte von Physik und Chemie oder Stöchiometrie an.

Daß sich Kastner am neuesten Wissensstand zu orientieren versuchte, zeigt nicht zuletzt seine Antrittsvorlesung zum Thema Elektromagnetismus. Damit reagierte er auf die erst ein Jahr zurückliegende Entdeckung des Zusammenhangs zwischen Magnetismus und elektrischen Strom durch den dänischen Physiker und Chemiker Hans Christian Oersted (1777–1851).

Kastners Unterrichtsstil läßt sich wohl als ein demonstrativer, experimentell un-

terlegter bezeichnen, so führte er beispielsweise allein in einem Winter 2341 Experimente durch. Diese Wertschätzung einer empirischen Arbeitsweise veranlaßte ihn immer wieder, um eine bessere räumliche und materielle Ausstattung für seine Lehrfächer zu bitten, ein Anliegen, auf das die Universität aber aufgrund ihrer finanziellen Lage nur bedingt einzugehen gewillt war.

Neben der Universität bot sich für Kastner in naturwissenschaftlichen Gesellschaften, die im 19. Jahrhundert im Rahmen einer zunehmenden Professionalisierung und Disziplinbildung entstanden, ein weiteres wichtiges Betätigungsgebiet. In Erlangen ist das die „Physikalisch-Medizinische Societät“ gewesen, die sich die „gemeinschaftliche Cultivierung, Befoerderung und Erweiterung der Medizin“ und ihrer Hilfswissenschaften wie Physik und Chemie auf die Fahnen geschrieben hatte. Kastner, der dieser Vereinigung bereits seit 1808, ihrem Gründungsjahr, als auswärtiges Mitglied angehörte, ist 1829 schließlich sogar zu ihrem Direktor gewählt worden. In dieser Funktion bemühte er sich darum, die Stellung der Naturwissenschaften gegenüber der Medizin aufzuwerten und weiterhin die Gesellschaft gegenüber Bürgern und Studenten zu öffnen. Dies entsprach seinem Bildungsverständnis, Wissen möglichst weiten Teilen der Bevölkerung zugänglich zu machen.

1840 richtete diese Gesellschaft die „Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte“ aus, das jährliche Treffen der 1822 durch Lorenz Oken gegründeten „Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte“. Auch bei diesen Versammlungen, die dem gesteigerten Kommunikationsbedürfnis der Wissenschaftler Rechnung trugen, wurde Kastners herausragende Stellung in der Wissenschaftlergemeinschaft deutlich, hielt er doch im Laufe der Jahre eine ganze Reihe von bedeutenden Reden. Diese Vorträge, in denen er natürlich auch auf seine naturphilosophischen Vorstellungen zurückgriff, fanden gro-

ßes Interesse. So sprach er beispielsweise in Erlangen „Über die Kräfte der Natur“, wobei er auch auf die „Lebenskraft“ einging und es als einen großen Irrtum bezeichnete, daß „die Materie ursprünglich an sich todt und unbewegt“ angesehen würde⁹. Durch das Interesse an Kastners Reden vor der Versammlung und deren Häufigkeit läßt sich vermuten, daß seine Vorstellungen bei einem großen Teil der Wissenschaftler Anklang gefunden haben müssen, und nicht als so abwegig empfunden worden sind, wie es den Eindruck macht, wenn man zum Beispiel die Liebig-Biographie von Volhard liest.

Was die romantische Naturphilosophie angeht, hat Kastner besonders in einer Person einen herausragenden Gesprächspartner in Erlangen besessen: den Philosophen Schelling. Schelling, der sich von 1820 bis 1827 in Erlangen aufhielt und hier Gastvorlesungen anbot, fand großen Zulauf, nicht zuletzt Liebig gehörte – damals noch – zu seinen Anhängern. Dieser schrieb über Schelling: „Ich selbst brachte einen Theil meiner Studienzeit auf einer Universität zu, wo der grösste Philosoph und Metaphysiker des Jahrhunderts die studirende Jugend zur Bewunderung und Nachahmung hinriß: wer konnte sich damals vor Ansteckung sichern?“¹⁰

Kastner ist mit Schelling persönlich befreundet gewesen und auch in dessen Haus zu Feiern eingeladen worden. Die Freundschaft dieser beiden Persönlichkeiten läßt sich sehr leicht auf die Übereinstimmungen ihrer Vorstellungen zur Naturphilosophie zurückführen, sahen doch beide die Natur als etwas Organisches, Produktives und Einheitliches an. Daneben spielte aber wohl auch die gemeinsame religiöse Basis eine wichtige Rolle, so waren beide zum Beispiel im „Missionsverein“ tätig. Hier wurde vor einem streng christlichen Hintergrund zu Nächstenliebe und sozialem Engagement aufgerufen und entsprechend gehandelt.

Im Sommer 1857 ist Kastner schließlich 74jährig nach einer Krankheit in Erlangen ge-

storben. Bis kurz vor seinem Tode nahm er seine Lehrpflichten wahr, jedoch ließen altersbedingt in den letzten Jahren seine Aktivitäten verständlicherweise nach. Das ist nicht zuletzt durch zurückgehende Neuerwerbungen bei einem nicht ausgenutzten Etat belegbar. Daher wurde Kastner noch zu Lebzeiten Eugen von Gorup-Besanez (1817–1878) als zweiter Hochschullehrer – mit einer außerordentlichen Professur für organische Chemie – zur Seite gestellt¹¹. Nach Kastners Tode schließlich kam es zu einer den Bedürfnissen der Zeit entsprechenden Trennung der Lehrfächer Chemie und Physik.

Die Nachrufe auf den verstorbenen Kastner lesen sich – wie für Nekrologe nicht anders zu erwarten – durchgehend positiv und würdigen neben Patriotismus und religiösen Anschauungen besonders dessen Leistung als Lehrer. Trotzdem läßt sich nicht verschweigen, daß Kastners Vorstellungen und Lehrinhalte in den letzten Jahren bereits veraltet und überholt gewesen sind, was sicher auch von seinen Zeitgenossen so empfunden wurde.

3. Liebig und Kastner:

Eine nicht unkomplizierte Beziehung

3.1. Liebig kommt zu Kastner nach Bonn

Der Nachwelt in Erinnerung geblieben ist Kastner durch seine „größte chemische Entdeckung“ – so ein Bonmot – Justus Liebig. Liebig kam 17jährig im Oktober 1820 zu Kastner nach Bonn, nachdem er seinen Vater von der Zweckmäßigkeit eines Hochschulaufenthaltes überzeugt und sich dieser mit Kastner in Verbindung gesetzt hatte. Dabei kam Liebig zugute, daß Kastner seinen Vater bereits kannte, da dieser Chemikalien an jenen geliefert und im „Gewerbsfreund“ einen Artikel veröffentlicht hatte. Liebig konnte dann auch in kürzester Zeit eine sehr gute Beziehung zu Kastner aufbauen, wenn sich auch nicht alle seine Wünsche erfüllen ließen. So arbeitete der Darmstädter unter der Leitung seines Lehrers zwar auch praktisch

im Labor, vorwiegend präparativ, zeigte sich jedoch später unzufrieden mit dem Geleisteten und Gelernten.

Dieser Unzufriedenheit machte er schließlich 1840 Luft in seiner berühmten Schrift „Über das Studium der Naturwissenschaften und über den Zustand der Chemie in Preußen“ – einem Staat, dessen naturwissenschaftlichen Stand er in seiner Bonner Zeit kennengelernt hatte.

3.2. Liebig's Wechsel nach Erlangen

Trotz dieser späteren Ablehnung folgte Liebig Kastner nach Bayern, nachdem sein Lehrer einen Ruf nach Erlangen erhalten hatte, um seine Ausbildung weiter voranzutreiben und den Dokortitel zu erwerben. Am 9. Mai 1821 kam er schließlich in der fränkischen Stadt an. Das knappe Jahr, das Liebig in Erlangen verbrachte – bereits im März 1822 verließ er die Stadt wieder – sollte sich als wichtige Weichenstellung für sein Leben erweisen, sowohl für seine wissenschaftliche Karriere als auch für das Verhältnis zu seinem Lehrer.

Liebig belegte in seinem ersten Erlanger Semester Physik bei seinem Lehrer Kastner, Botanik bei dem Romantiker Schubert, Technologie, Stöchiometrie und Kristallographie. Darin zeigte er sich zwar sehr erfolgreich, trotzdem gelangte er nicht in den Genuß der von Kastner in Aussicht gestellten Assistentenstelle, die für ihn ein Einkommen von 250 Gulden hätte bedeuten können. Kastner besetzte diese Stelle jedoch nicht, da er in diesem Semester keine Chemie las, entband Liebig aber vom Kolleggeld in Höhe von 35 Gulden.

Gut befreundet war Liebig in Erlangen mit dem Dichter August von Platen, der für ihn eine schwärmerische Zuneigung empfand, wie aus Platens Tagebüchern hervorgeht. Die beiden lernten sich jedoch erst im Februar 1822 kurz vor Liebig's fluchtartiger Abreise aus Erlangen kennen, und zwar bei Kastner. Liebig ist Platen aber schon früher vom

Hörensagen bekannt gewesen, wurde ihm jener doch als „Kastners Liebling“ beschrieben.

Im Herbst 1822 schließlich zog Liebig von Darmstadt nach Paris. Nach eigenen Angaben faßte er selbst den Entschluß dazu, um sich dort in den naturwissenschaftlichen Fächern besser ausbilden zu lassen. Jedoch stellt sich hier die Frage, ob nicht Kastner ihm zu diesem Schritt riet. Möglich machte dieser jedenfalls jene Studienreise, indem er sich bei Liebig's Landesherrn, dem Großherzog Ludwig I. von Hessen, für seinen Schüler wegen der Kosten einsetzte und ein Stipendium für diesen erwirken konnte. Dem Großherzog schrieb Kastner: „Der Fleiß, mit welchem der junge Liebig unter meiner Leitung früherhin in Bonn und dann hier in Erlangen Physik und besonders Chemie studierte, und die bereits von ihm in Druck erschienenen Proben erlangter Experimentalfertigkeit erregen meinerseits für sein Vaterland und für die Wissenschaft die schönsten Erwartungen [...]“.“¹²

Nur zwei Monate nach Abfassung dieses Gesuchs konnte sich Kastner für die Bewilligung der Unterstützung für Liebig beim Großherzog bedanken.

In Paris erhielt Liebig schließlich eine umfangreiche naturwissenschaftliche Ausbildung bei Dulong, Gay-Lussac, Thenard und auch bei Laplace und Cuvier. Dort vollzog sich auch unter dem Eindruck der empirischen Forschungen und der exakten Wissenschaften seine radikale Abkehr von der Naturphilosophie, ein Vorgang, der für einige Zeit „den jungen Liebig in eine seelische Krise stürzte“, wie Otto Krätz es bezeichnete¹³. In der Metropole an der Seine wurde er nachhaltig geprägt, hier knüpfte er wichtige Beziehungen und begann seine Karriere.

3.3. Zum Verhältnis Liebig – Kastner

Wie aber gestaltete sich das Verhältnis des später so berühmt gewordenen Liebig's zu seinem nur zu Lebzeiten hoch geschätzten

Lehrer? Diese Beziehung ist ganz wesentlich für die Beurteilung Kastner's – und nicht zuletzt der Naturphilosophie insgesamt – durch die Nachwelt gewesen.

Während der Erlanger Zeit hatten Liebig und Kastner, wie schon in Bonn, ein sehr gutes Verhältnis, zum Beispiel bezeichnete jener seinen Lehrer im Februar 1821 in einem Brief als „der große Chemiker Deutschlands, Kastner“¹⁴. Auch wechselte Liebig seines Lehrers wegen die Hochschule, und Kastner unterstützte ihn seinerseits während dessen Erlanger Aufenthaltes intensiv. Dieses Verhalten änderte er auch in den Jahren danach nicht. Liebig jedoch wendete sich im fortschreitenden Alter immer mehr von Kastner und dessen Vorstellungen ab.

Kastner hingegen behandelte Liebig stets bevorzugend und war wohl auch für den Entschluß Liebig's verantwortlich – oder zumindest mitverantwortlich –, von seinem ursprünglichen Vorhaben, in die Fabrik des Vaters zurückzukehren, Abstand zu nehmen, um die Forschung und Lehre in den Mittelpunkt seines Lebens zu stellen. Das zumindest ist einem Brief an seine Eltern vom November 1821 zu entnehmen, der darüber hinaus den Einsatz Kastner's für Liebig zum Ausdruck bringt¹⁵.

Die Fähigkeiten und Begabungen seines Studenten muß Kastner sehr rasch erkannt haben, anders ist sein Verhalten, auch das in der Bonner Zeit, nicht zu erklären. Bereits damals schrieb Liebig an seine Eltern: „Professor Kastner zieht mich überall vor, ich bin täglich beinahe zwei Stunden bei ihm und seinen Arbeiten, gestern machten wir Blausäure, blaus. Quecksilber und manches andere, Kalium usw.“¹⁶ Auf diese Tatsache wies auch August Wilhelm Hofmann hin, der beschrieb, daß es dem „Glücklichen“ gelang, Kastner's Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und weiterhin von einem näheren persönlichen Verhältnis der beiden sprach¹⁷. Und so verwundert es nicht, daß Kastner 1822 im von ihm und Johannes Andreas

Buchner herausgegebenen „Repertorium für die Pharmacie“ eine kleine chemische Abhandlung Liebig's veröffentlichte. Sie trug den Titel „Einige Bemerkungen über die Bereitung und Zusammensetzung des Brugnatellischen und Howardschen Knallsilbers“¹⁸, und schon im nächsten Band folgten ihr weitere Arbeiten. Die erstgenannte Abhandlung versah Kastner mit wohlwollenden Worten und bescheinigte Liebig achtungswerten Eifer bei seinen Arbeiten, ein Schritt, den er wohl wegen dessen Unbekanntheit unternahm.

Auch in seinen eigenen Werken erwähnte Kastner Liebig, und dies bis ins hohe Alter. So berichtete er zum Beispiel von Liebig als Beobachter von Pflanzeninhaltsstoffen, über dessen Analysen von Pflanzenaschen – wobei er besonders Liebig's „vorzügliches“ Vorgehen rühmte – oder wies auf Liebig's eigene Veröffentlichung hin. Auch stellte er Liebig in eine Reihe mit Lavoisier, was nur mit großer Achtung und Respekt zu erklären ist.

Die im Alter hingegen zunehmende Kritik Liebig's an Kastner hängt eng zusammen mit der ablehnenden Haltung Liebig's gegenüber der Naturphilosophie, die er bereits 1840 in seiner Schrift vom „Zustand der Chemie in Preußen“ als „Pestilenz“ und „schwarzen Tod des Jahrhunderts“ bezeichnete. War er noch in Erlangen von dieser Strömung und ihrem Vertreter Schelling beeindruckt, äußerte er sich wenig später aus Paris – angehen von der praktischen Arbeitsweise und den nützlichen Ergebnissen in Frankreich – sehr abwertend über die deutsche, von der Naturphilosophie beeinflusste Chemie.

Als logische Konsequenz dieser Aussagen von Liebig ist eine negative Stellungnahme zur Person Kastner's zu erwarten, die auch in ausgeprägtem Maße stattgefunden hat. Dabei ist jedoch zu beachten, daß er diese Einschätzungen ausnahmslos in einem gewissen zeitlichen Abstand zur Bonner und Erlanger Zeit ausgesprochen hat.

Eindrucksvolles Zeugnis dieser Ablehnung Liebig's sind seine eigenen biographischen Aufzeichnungen, die zwar mit dafür gesorgt haben dürften, daß Kastner für die Nachwelt nicht ganz in Vergessenheit geriet, die jedoch auf seinen Lehrer kein allzu gutes Licht werfen. Zu Beginn dieser Arbeit sind dafür bereits einige Beispiele angeführt worden.

Liebig's Abkehr von der Naturphilosophie hin zum experimentellen Arbeiten und zur Betonung von kausalen Zusammenhängen – er selbst bezeichnete dies als „Metamorphose“¹⁹ – fiel, wie bereits erwähnt, in die Zeit seines Aufenthaltes in Paris. Dort zeigte er sich beeindruckt von der „Einführung der astronomischen oder mathematischen Methode in die Chemie“, der „experimentalen Beweisführung“ und der „sorgfältige[n] Vermeidung alles Scheines in den Erklärungen“²⁰. Für die Chemie in Deutschland, und somit auch für seinen Lehrer Kastner, hingegen hatte er nur noch Bedauern übrig. Und so verwunderte es nicht, daß Liebig in seinen biographischen Aufzeichnungen Kastner im Zusammenhang mit seinem Wechsel nach Paris nicht mit einem Wort erwähnte, obwohl sich dieser mit Nachdruck für ihn eingesetzt hatte.

Auch in seinem Briefwechsel ist die Abkehr Liebig's von Kastner insofern deutlich dokumentiert, daß er diesen seit seinem Parisaufenthalt kaum noch erwähnte.

Die Ablehnung Kastner's durch Liebig läßt sich wohl hauptsächlich mit dem neuen in Paris erlernten Arbeitsstil, dem neuen Wissenschaftsverständnis und den neuen Methoden begrüßen, die sich erst gegen bestehende Vorstellungen durchsetzen mußten. Um einen solchen Wechsel zu beschleunigen, aber auch um den eigenen Sinneswandel zu erklären, schien Liebig eine Abwertung des Alten von Vorteil gewesen zu sein. Damit in Zusammenhang steht auch der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stattgefundenen Umschwung von einer an der Kameralistik und dem Utilitarismus orientierten Chemie

zu einer mehr theoretischen Chemie, deren Ansehen und Selbstbewußtsein stieg und die sich von der angewandten Chemie abzusetzen suchte. In diesen Kontext kann Liebigs Vorgehen eingeordnet werden. Trotzdem darf nicht übersehen werden, daß auch Liebig den Nutzen der Chemie nicht außer acht ließ, was somit einen möglichen Einfluß seines Lehrers Kastner offenbart.

Trotzdem stellt sich die Frage nach dem Grund für die schon als Polemik gegen Kastner zu bezeichnende Charakterisierung des Lehrers. Sie könnte in der „natürlichen“ Konkurrenzsituation zwischen Schüler und Lehrer zu suchen sein, in welcher der Schüler sich durch Abgrenzung seinem Lehrer gegenüber zu definieren sucht. Eine weitere Erklärung mag die Situation in Gießen liefern, wohin Liebig 1824 als außerordentlicher Professor für Chemie berufen wurde. Dies geschah mit Unterstützung von Alexander von Humboldt und Gay-Lussac durch die großherzogliche Regierung, jedoch ohne Zustimmung der Universität. Einen entsprechend schweren Stand hatte Liebig während der ersten Zeit, da die Professorenschaft gegen ihn eingestellt war. Liebig trat in Gießen in Konkurrenz um die Hörer mit dem Lehrstuhlinhaber Wilhelm Ludwig Zimmermann (1780–1825), welcher der Romantik sehr nahe stand und die Arbeit Liebigs nach dessen Worten stark behinderte. Es gelang Liebig jedoch, immer mehr Studenten für sich zu begeistern und dem ordentlichen Professor damit die Anzahl der Hörer zu dezimieren. Zimmermann nahm sich als Reaktion auf diese Entwicklung das Leben, Liebig hingegen wurde Ende des Jahres 1825 als dessen Nachfolger zum ordentlichen Professor für Chemie ernannt. Diese recht tragischen Umstände, die Liebigs raschen beruflichen Aufstieg begleiteten und ermöglichten, dürften nicht spurlos an seiner Psyche vorbeigegangen sein, obwohl er sich dies nicht anmerken ließ: „So schmerzhaft der unerwartete Tod des Herrn Professor Zimmermann für uns al-

le gewesen ist, so wenig kann mich dieser Vorfall für das Gute, welches mir daraus erwachsen kann, blind machen.“²¹ Sein sich verschlechterndes Verhältnis zur Romantik mag aber auch auf diese Begebenheit zurückzuführen sein, falls Liebig Schuldgefühle verspürte und diese zu kompensieren suchte.

Durch Liebigs Bewertung kam es schließlich dazu, daß Kastner – den noch Mitte des vergangenen Jahrhunderts ein Mann wie Wöhler als „der berühmte Kastner“ bezeichnete²² – immer mehr in Vergessenheit geriet bzw. in unserem Jahrhundert größtenteils negativ beurteilt – wenn nicht sogar verurteilt – wurde. In der Mehrzahl der chemiehistorischen Werke wird er lediglich noch als Lehrer Liebigs erwähnt. Selbst in der ausführlichen Liebigbiographie von Volhard spricht dieser nur vom Einsatz für Liebig als Kastners besonderer Verdienst, nicht jedoch von Kastners anderen Leistungen.

Und auch das negative Image der Naturphilosophie noch in unserem Jahrhundert ist zu einem nicht unerheblichen Anteil auf die Äußerungen Liebigs zurückzuführen. Erst seit etwa der Mitte unseres Jahrhunderts ist eine verstärkt differenzierte Betrachtung dieser Denkrichtung zu beobachten, die auch deren Anstöße für die Naturwissenschaften mit einbezieht.

So darf nicht der Einfluß übersehen werden, den Kastner und die Naturphilosophie auf Liebig ausgeübt und bei diesem mehr Auswirkungen gehabt haben, als es sich Liebig selbst und seine Biographen zugestehen wollten oder konnten. Damit soll nicht nur die Unterstützung Kastners für Liebigs Karriere – wie die Vermittlung nach Paris – gemeint sein, sondern vielmehr die Anregungen und Fragestellungen auf dem Gebiet der Chemie, die Liebig durch ihn erhalten hatte.

3.4. Die Promotion Liebigs

Daß Kastner jedoch nicht ganz in Vergessenheit geraten ist, liegt eigentlich nur an der

Tatsache, daß er der Lehrer von Justus Liebig gewesen ist und dieser von ihm promoviert wurde. Diese Promotion wirft aber bis heute noch Fragen auf.

Das Besondere an der Promotion, die am 21. Juni 1823 in Abwesenheit seiner Person – „in absentia“ – stattfand, ist nicht die Tatsache, daß sich Liebig nicht persönlich in Erlangen aufhielt. Diese Handhabung war zu jener Zeit nichts Außergewöhnliches, auch auf das Stellen von Fragen oder die Vorlage einer Dissertation wurde zum Teil verzichtet. Unumgänglich war lediglich das Bezahlen der Gebühren. Bedeutend ist vielmehr, daß seine Dissertation bis heute nicht aufgefunden werden konnte.

In der Akte zu Liebig's Promotion lassen sich lediglich drei Schriftstücke nachweisen: Ein Antrag von Kastner vom 20. Juni 1823, der Bericht des Dekans an die Fakultät vom 21. des Monats über den Antrag Kastners und die Bitte Kastners, die Dissertation auf der Doktorurkunde nicht zu nennen. Als Dissertationsschrift hatte Liebig die Frage zu beantworten: „Wie verhält sich die Mineralchemie zur Pflanzenchemie?“ Diese Schrift ist jedoch weder handschriftlich noch gedruckt erhalten geblieben. Der Aktenlage zufolge wurde sie der philosophischen Fakultät mit ihrem Dekan Heinrich August Rothe vorgelegt und von Kastner ausdrücklich unterstützt.

Die Promotion fand dann auch tatsächlich statt, und nur eine Woche später konnte Kastner dem Großherzog von Darmstadt dieses Ereignis mitteilen, was er mit überschwänglichem Dank für die Liebig erwiesene Unterstützung verband²³.

Die Frage, was mit der Dissertation selbst geschah, läßt sich jedoch nicht so leicht beantworten. Entscheidend bei diesem Problem scheint zu sein, warum Kastner den Text nicht im „Repertorium für die Pharmacie“ veröffentlicht hat, wie er es im Promotionsantrag angekündigt hatte. Dafür kommen wohl nur zwei Gründe in Betracht: Entweder

war die Arbeit äußerst spärlich (was in dieser Zeit nicht ungewöhnlich gewesen wäre, Fakultäten vergaben zum Teil den Dokortitel für Arbeiten von nur wenigen Sätzen), so daß Kastner sie gar nicht mit gutem Gewissen in der Zeitschrift veröffentlichen konnte oder wollte, um nicht Liebig möglicherweise damit sogar noch zu schaden. In diesem Fall wäre es durchaus denkbar, daß er selbst (oder Liebig) das Exemplar aus den Akten vernichtet hat. Oder eine Dissertation Liebig's hat es nie gegeben. Dann hätte die Fakultät ihn nur wegen des Zuspruchs Kastners promoviert. Schließlich war ja eine wesentliche Voraussetzung dazu, die Bezahlung der Gebühr von 66 Gulden, erfüllt!

Für beide Erklärungsversuche lassen sich im Briefwechsel Liebig's Hinweise finden. Und so umgibt die Dissertation Liebig's auch weiterhin ein Schleier der Ungewißheit. Festhalten läßt sich jedoch, daß Kastner sich für die Promotion engagiert eingesetzt hat und daß diese eine ganz entscheidende Rolle in Liebig's Karriere gespielt hat.

Anmerkungen

- ¹ Liebig an Platen, Paris, 23.5.1823. In: Max Bornstein (Hrsg.): Der Briefwechsel des Grafen August von Platen. Bd. 3. München 1921, S. 88–89.
- ² Justus Liebig: Der Zustand der Chemie in Preußen. *Annalen der Chemie und Pharmacie* 34 (1840), S. 97–136, hier S. 121.
- ³ Justus Liebig (wie Anm. 2), S. 134.
- ⁴ Justus Liebig: Eigenhändige biographische Aufzeichnungen. *Berichte der Deutschen chemischen Gesellschaft* 23 (1890), S. 817–828.
- ⁵ Justus Liebig (wie Anm. 4), S. 820–821. Dieses Zitat hebt u. a. auch Jakob Volhard: Justus von Liebig. Bd. 1. Leipzig 1909, S. 19 hervor.
- ⁶ Von Kastner scheint es keine Abbildungen zu geben. Lediglich einem Schreiben Wöhlers an Berzelius (Göttingen, 1. 11. 1840) ist sein Aussehen zu entnehmen: „Der berühmte Kastner, ein kurzer, dicker Kerl, mit einem dicken, rothen Gesicht und gescheitelter Perrücke, [...]“. In: O. Wallach (Hrsg.): Briefwechsel zwischen J. Berzelius und F. Wöhler. Bd. 2. Leipzig 1901, S. 198.
- ⁷ Karl Wilhelm Gottlob Kastner. Vorwort des Herausgebers. *Archiv für die gesammte Naturlehre* I (1824), S. V.

- ⁸ Ein Student über Kastner in einem Brief aus dem Jahre 1822.
- ⁹ Amtlicher Bericht über die achtzehnte Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte zu Erlangen im September 1840. Erlangen 1841, S.55.
- ¹⁰ Justus Liebig (wie Anm. 2), S.134. Vgl. auch Jakob Volhard (wie Anm. 5), S.22.
- ¹¹ Für die Physik kam bereits im Sommer 1857 Rudolf Kohlrausch (1808–1858).
- ¹² Kastner an Großherzog Ludwig I. von Hessen, Erlangen, 12.4.1822. In: Ernst Berl (Hrsg.): Briefe von Justus Liebig. Nach neuen Funden. Gießen/Darmstadt 1928, S.34.
- ¹³ Otto Paul Krätz: Justus Freiherr von Liebig. In: derselbe u.a. (Hrsg.): Liebig's Experimentalvorlesung. Weinheim/Deerfield Beach, Florida/Basel 1983, S.7.
- ¹⁴ Liebig an seine Eltern, Bonn, 25.2.1821. In: Ernst Berl (Hrsg.) (wie Anm. 12), S.18.
- ¹⁵ Liebig an seine Eltern, Erlangen, 18.11.1821. In: Ernst Berl (Hrsg.) (wie Anm. 12), S.30.
- ¹⁶ Liebig an seine Eltern, Bonn, 6.1.1821. In: Ernst Berl (Hrsg.) (wie Anm. 12), S.15.
- ¹⁷ August Wilhelm von Hofmann: Festrede. Berichte der Deutschen chemischen Gesellschaft 23 (1890), S.792–811, hier S.794.
- ¹⁸ Repertorium für die Pharmacie 12 (1822), S.412–422. Es folgt ein Nachtrag von Kastner auf den Seiten 422–426.
- ¹⁹ Liebig an August Walloth, Paris, 23.2.1823. In: Ernst Berl (Hrsg.) (wie Anm. 12), S.49.
- ²⁰ Justus Liebig (wie Anm. 4), S.823–824.
- ²¹ Liebig an Schleiermacher, Gießen, 23.7.1825. In: Ernst Berl (Hrsg.) (wie Anm. 12), S.78.
- ²² Wöhler an Berzelius, Göttingen. 1.11.1840. In: O. Wallach (Hrsg.) (wie Anm. 6), S.198.
- ²³ Kastner an Großherzog, 29.6.1823. In: Hertha von Dechend: Justus von Liebig in seinen Zeugnissen und solchen seiner Zeitgenossen. 2. Auflage. Weinheim 1963, S.33.

Medizingeschichte – Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft*

Wenn „unter dem milden Tau sanfter Empfehlungen des Wissenschaftsrates“¹ zu Beginn der 60er Jahre dieses Jahrhunderts die Medizingeschichte an den Universitäten der Bundesrepublik Deutschland etabliert und institutionalisiert wurde, so spiegelt sich in diesem Vorgang ein neu erwachtes Interesse an einem alten Fach.

Geschichte der Medizin hatte bis dahin die verschiedensten Funktionen innerhalb der medizinischen Wissenschaften wahrgenommen, hatte Höhen und Tiefen, frühe Blütezeiten und schroffe Ablehnung erlebt. Versucht man eine Periodisierung nach der Funktion, die Medizingeschichte innerhalb der Medizin hatte, vorzunehmen, so kann man vier unterschiedlich lange und unterschiedlich gewichtige Phasen unterscheiden. In einer ersten Phase, die von der Antike bis ins 19. Jahrhundert dauerte, hatte die Medizingeschichte Legitimationsfunktion. Die Berufung auf die antiken und mittelalterlichen Autoritäten sicherte der aktuellen Medizin ihre Wissenschaftlichkeit.

In einer zweiten Phase, der der naturwissenschaftlichen Medizin von der Mitte des 19. Jahrhunderts an, wurde der Medizingeschichte eine Funktion von außen zugewiesen, die sie von sich aus weder anstreben noch wahrnehmen konnte, ein Gegengewicht gegen den *Materialismus* der Medizin zu sein.

Die dritte Phase ist gekennzeichnet durch ein antiquarisches Interesse von Ärzten an ihrer eigenen Vergangenheit. Sie beginnt am Ende

des vorigen Jahrhunderts und dauert zum Teil bis in die Gegenwart fort.

Die vierte Phase hat schon in den zwanziger Jahren begonnen und bestimmt heute immer stärker das Bild der Medizingeschichte. Sie ist gekennzeichnet durch den Versuch, Medizingeschichte als wesentlichen Faktor einer allgemeinen Geschichte zu begreifen, sie in ihren Bezügen zur Sozial- und Kulturgeschichte, sie aber auch als Wissenschaftsgeschichte, als Geschichte des ärztlichen Denkens und Handelns zu begreifen, einer Literaturgeschichte der Medizin die Geschichte der Medizin *von unten* entgegenzustellen.

Kennzeichnend für die erste Phase der Funktion der Geschichte der Medizin ist, daß diese zunächst gar nicht als Geschichte begriffen wird. Die Vergangenheit ist so gegenwärtig, daß sie wie selbstverständlich in die jeweils aktuelle Diskussion miteinbezogen wird. Die medizinischen Lehren von Ärzten, die vor Jahrhunderten gelebt hatten, waren so gegenwärtig und so aktuell, daß man sich mit ihnen auseinandersetzte, „wie wir das heute in dem einleitenden Kapitel einer medizinischen Abhandlung mit Arbeiten von jetzt lebenden Autoren oder solchen der jüngsten Vergangenheit tun“².

Aber schon in der Antike läßt sich die Tendenz erkennen, die alte Medizin, die alten Autoritäten zu Zeugen der eigenen Auffassung zu machen. Anfänge einer solchen Anschauung sind in der Schrift *De Antiqua Medicina*, sie ist wohl um 380 v. Chr. entstanden, zu sehen. Hier wird der neumodischen Medizin mit ihren Hypothesen die alte Heilkunst mit ihrem rechten Weg gegenübergestellt, auf dem zukünftige Ärzte fortzuschreiten müssen. Ähnliches ist für die Ge-

* Festvortrag, gehalten am 8.2.1997 anlässlich der Akademischen Feier für Herrn Prof. Dr. J. Benedum in Gießen.

stalt des Hippokrates zu sagen. Seine Zeitgenossen sahen in ihm einen bekannten oder bedeutenden Arzt, aber es gab neben ihm noch eine Reihe anderer ebenfalls bekannter und bedeutender Kollegen.

Für die Ärzte und medizinischen Schriftsteller im Rom des ersten und zweiten nachchristlichen Jahrhunderts war er schon zum Vater der Medizin geworden, auf den man sich als Autorität berufen konnte, um seine eigene Position zu rechtfertigen.

Nicht nur Legitimation aus der Tradition für ärztliches Handeln kennzeichnet die mittelalterliche Medizin, sondern auch Dominanz der Historie über den Augenschein. Selbst als Andreas Vesal um die Mitte des 16. Jahrhunderts die galenische Anatomie als Tieranatomie entlarvte und ihr seine neue eigene Menschenanatomie gegenüberstellte, konnte er den Einfluß Galens und Avicennas für die Medizin nicht brechen. Die Berufung auf Hippokrates und Galen gehört bis weit ins 18. Jahrhundert hinein zum wissenschaftlichen Handwerkszeug.

Auch die zu Beginn des 18. Jahrhunderts einsetzende Medizingeschichtsschreibung ist ganz diesem Gedanken verpflichtet. John Freind schrieb seine *History of Physics*, um seinen Mitärzten zu zeigen, was die Geschichte an Verwertbarem für die Praxis bietet. Tradition ist ihm nicht mehr die unbedingte Richtschnur ärztlichen Handelns, sie steht aber nach wie vor als Maßstab da, an dem die moderne Medizin gemessen wird.

Es ist dies die Zeit, in der die Medizingeschichte eigenes Universitätsfach wurde oder zumindest nominell in der Beschreibung einer Professur genannt wurde. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts lösten sich immer mehr Fachgebiete aus dem alten Bestand der Professuren für theoretische und praktische Medizin heraus, Chirurgie und Innere Medizin, Botanik und Staatsarzneikunde. Zu den Beschreibungen der übriggebliebenen Professur für theoretische Medizin gehört häufig neben Hygiene und Arzneimittellehre die

Enzyklopädie, Methodologie und Geschichte der Medizin. Am Anfang des 19. Jahrhunderts verlor die Medizingeschichte ihren Platz in der aktuellen Medizin, sie wurde zur Beschäftigung mit der Vergangenheit ohne Bezug zur Gegenwart.

Als der Berliner Medizinhistoriker Justus Karl Friedrich Hecker 1850 starb, wollte die Fakultät den Lehrstuhl nicht wieder besetzen. Sie befand sich damit in Einklang mit ihren Studenten, die 1848 erfolgreich die Abschaffung der Prüfung in der Geschichte der Medizin gefordert hatten.

In einem Gutachten von Johann Schönlein, das er als Fachreferent des Ministers der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten zur Haltung der Fakultät abgab, heißt es: „Die Fakultät sagt, selbst Hecker habe wenig Zuhörer in seinen historischen Vorlesungen gehabt, und zieht daraus die Folgerung, daß die Professur unbesetzt bleiben müsse, weil die Studierenden keinen Geschmack an historischen Vorlesungen hätten. Ich dagegen kann in der Tatsache nur einen schlagenden Beweis finden, von dem schlechten Geist und dem Mangel an wissenschaftlichem Sinn bei der großen Mehrzahl der Medizin-Studierenden an der hiesigen Universität, dem entgegenzuwirken, aber nicht ihn zu unterstützen die Aufgabe der Behörden sein müßte.“ Aber die Fakultät blieb hart, sie ließ die Stelle mit Christian Gottfried Ehrenberg kommissarisch besetzen, der als Naturforscher anerkannt war, der aber die Geschichte der Medizin weder vertreten konnte noch wollte.

Ehrenberg kündigte über 35 Semester regelmäßig eine Vorlesung „Geschichte der Medizin“ an, legte sie jedoch auf die Zeit von eins bis zwei Uhr am Nachmittag und hat in der Tat diese Vorlesung kein einziges Mal gehalten.

Die Medizingeschichte wurde zwar nominell an der Universität weitervertreten, nicht nur in Berlin. Aber Fakultät und Studenten waren sich einig, daß dieses Fach nicht in

die neue Medizin passe. So wurde bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein die Professur für Medizingeschichte dazu mißbraucht, entweder verdiente Gelehrte aus anderen Fachgebieten mit einer Planstelle auszustatten, oder mißliebige Professoren abzuschieben. Als 1902 der Leibarzt Bismarcks, Schweninger, kurzerhand von seiner Stelle als Leiter der Hauptabteilung der Charité entbunden und in die Planstelle für Geschichte der Medizin und allgemeine Pathologie und Therapie eingewiesen wurde, hieß es im ersten Band der Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften: „Wenn durch diesen Lehrauftrag das Ministerium sowohl Schweninger wie die Geschichte der Medizin kaltstellen will, muß dieser Lehrauftrag tief betrauert werden.“³

Aber um die Mitte des 19. Jahrhunderts verfolgte das Ministerium mit der Professur für Medizingeschichte noch ganz andere Pläne. In den Augen des Ministeriums war diese neue naturwissenschaftliche Medizin nichts anderes als reiner Materialismus. Dem Materialismus der Fakultät ein Gegengewicht entgegenzusetzen, wurde die Professur für Geschichte der Medizin ausersehen, sie sollte den Studenten *spekulative Philosophie* und *Orthodoxie* beibringen.

Dieser Versuch des Staates, die Medizingeschichte für seine Zwecke zu vereinnahmen, blieb jedoch kein Einzelfall. Im Dritten Reich wurde die Medizingeschichte ebenso in die staatliche Pflicht genommen wie in den sozialistischen Ländern, um die *Orthodoxie* zu lehren.

Die Jubiläumsfeiern aus Anlaß des 400. Todestages von Paracelsus boten 1941 die Gelegenheit, den Medizinhistorikern vorzugeben, in der Gestalt Hohenheims das Antlitz des Germanischen Arztes zu suchen.⁴

1983 – es ist die Zeit, als an allen Fakultäten der DDR medizinhistorische Lehrstühle eingeführt wurden – schrieben L. Büttner und B. Meyer in einem programmatischen Arti-

kel anläßlich des 100. Todestages von Karl Marx:

„Der Marxismus und seine Weiterentwicklung in unserem Jahrhundert, des Leninismus, sind zum Rüstzeug aller derjenigen geworden, die sich in unserem Land mit der Geschichte der Medizin und der Geschichte der Gesundheitspolitik der revolutionären Arbeiterbewegung beschäftigen. In Forschung und Lehre, Publikations- und Vortragstätigkeit spiegelt sich die schöpferische Anwendung der materialistischen Dialektik des historischen Materialismus wider ... Damit erhöhen (wir) das Ansehen der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit unseres Landes. Daraus erwachsen weitere Potenzen, um im Rahmen der Lehre qualifiziert an der sozialistischen Bewußtseinsentwicklung der Studenten der Medizin mitzuwirken ... und die großen Leistungen der SED und der Arbeiterklasse ... zu würdigen.“⁵

Das Interesse der Professoren und Studenten an der Medizingeschichte blieb in der Zeit der naturwissenschaftlichen Medizin äußerst gering. Als Ehrenberg sich zu den Berufungsplänen des Ministeriums im Jahre 1863 äußern sollte, wußte er von einem Berliner Privatdozenten für dieses Fach zu berichten, der 1861 seine Tätigkeit wegen Mangels an Teilnahme der Studenten eingestellt habe, schwermütig geworden und zur Theologie übergewechselt sei. Richard Koch war Anfang des Jahrhunderts der einzige Hörer der Vorlesung bei Julius Pagel in Berlin. Auf diese Zeit zurückblickend, resümierte er 1928: „Die Studentenschaft verhält sich dem medizinhistorischen Unterricht gegenüber so spröde, daß man ohne Übertreibung sagen kann, sie lehnt ihn ab ... Im Großen und Ganzen bilden die Hörschaft der Medizinhistoriker einzelne eigenartig Interessierte. Der Strom der Studierenden fließt an der Vorlesung über Geschichte der Medizin vorbei.“⁶ Trotz dieser Beurteilung ließ sich Koch nicht abhalten, ein Seminar für Geschichte der Medizin an der Universität

Frankfurt zu gründen. Die zitierten Sätze sind seiner Eröffnungsrede entnommen.

Medizingeschichte war in der Zwischenzeit zu einem eigenen Fach, freilich ohne Breitenwirkung, herangereift. Vertreten von Dilettanten, die hauptberuflich eine andere medizinische Disziplin vertraten, war ihr die historisch-kritische Methode zum Werkzeug geworden, um die Geschichte des eigenen Faches mit der notwendigen Sachkenntnis zu erforschen.

Diese begeisterten Dilettanten schließlich waren es, die das Interesse der Ärzte wieder auf die Geschichte der Heilkunde lenkten. 1889 forderte Theodor Puschmann auf der Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte die Pflege der Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften; fünf Jahre später, als die Naturforscherversammlung in Wien tagte, gelang ihm die Einrichtung einer Sektion für medizinische Geographie, Statistik und Geschichte. Auch 1896 war die Medizingeschichte auf der Naturforscherversammlung vertreten, ihren Durchbruch erlebte sie jedoch erst zwei Jahre später in Düsseldorf, als es Karl Sudhoff gelang, eine Sektion *Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften; historische und geographische Nosologie* zu konstituieren. Die historische Festschrift aus diesem Anlaß und die Ausstellung zur Geschichte der Medizin weckten Interesse in weiteren Kreisen. 1901 wurde die Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften gegründet, lange bevor die Universitäten sich dem neuerwachten Interesse anschlossen. Als Zweck der Gesellschaft wurde formuliert: Förderung aller Bestrebungen, die der historischen Forschung auf dem Gebiet der Medizin und der Naturwissenschaften dienen, Verbreitung des Gedankens von der Wichtigkeit eines eingehenden Studiums der Fachgeschichte, die Veröffentlichungen wissenschaftshistorischer Forschungen.⁷

Medizingeschichte war in diesen ersten Jahren einer Konsolidierung des Faches vor al-

len Dingen Fachgeschichte. Mit dem neuerworbenen Rüstzeug des Historikers sollte die Vergangenheit erforscht und dargestellt werden. Sicherung der Quellen, ihre Publikation, das Auffinden neuer Quellen, die Mitteilung von bisher unbekannten Tatsachen beherrschen die Thematik der Vorträge auf den Jahresversammlungen der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften und die Publikationen.

Als Sudhoff 1907 das Archiv für Geschichte der Medizin begründete, faßte er die Auffassungen programmatisch zusammen. Die Geschichte der Medizin sei bislang Zufallswissenschaft gewesen. Das, was einem Interessierten zufällig begegnet sei, habe man für wichtig gehalten. Dies sollte nun anders werden. Aufnahme ins Archiv sollen finden: „Kleinere medizinische Texte, Urkunden (auch zur Unterrichts- und Standesgeschichte der Heilkunde), Briefe und andere biographische Denkmale, weiterhin quellenforschende und kritische Untersuchungen über Literaturdenkmäler der Medizin, bestimmte Zeitabschnitte, Lehrmeinungen und Persönlichkeiten, über therapeutische und hygienische Maßnahmen innerhalb und außerhalb der strengen Pfähle der Zunft, über Unterrichts- und Heilanstalten, über die Krankenpflege im weitesten Sinne.“¹⁸

Geschichte als Fachgeschichte ist hier umfassend beschrieben. Von einem Arzt für andere Ärzte geschrieben, sollte sie bei ihnen das Interesse an der Vergangenheit des eigenen Standes wecken. Sudhoff war Landarzt in Hochdahl bei Düsseldorf. Auch als er 1905 Ordinarius in Leipzig wurde und ein Jahr später ein Institut errichten konnte, änderte dies nichts an seiner Auffassung. Er war Autodidakt, eifriger Sammler, nicht wissenschaftlich-historisch ausgebildet. So wichtig seine Einzeluntersuchungen auch waren, ihnen fehlte der Bezug zur allgemeinen, politischen und zur Kulturgeschichte.

Die von ihm geprägte Form, diese Form der Medizingeschichte war für Jahrzehnte für viele Medizinhistoriker die einzig mögliche Form, und ist es zum Teil auch heute noch. Das hat seinen Grund wohl vor allem in der Biographie dieser Forscher. Sie waren zuerst einmal Ärzte, wirkten in eigener Praxis und betrieben die Medizingeschichte nebenher. Häufig war die Wahl ihrer Themen durch ihren ärztlichen Hauptberuf gekennzeichnet. Sie erwiesen sich als hervorragende Kenner der Geschichte ihres Faches; Ziel ihrer Untersuchungen war die Bestätigung der Leistung des eigenen Faches, die Herausstellung der besonderen Bedeutung dieses Faches. Die Medizingeschichte hat durch sie einen nicht zu unterschätzenden Gewinn an Daten und Fakten erhalten, die sonst bis heute unbekannt und unerhoben geblieben wären. Diese Art der Forschung ist auch heute noch so notwendig wie zu Sudhoffs Zeiten, aber der Medizinhistoriker darf sich nicht damit zufrieden geben, die Daten und Fakten vorzulegen. Sonst setzt er sich dem Vorwurf aus, den Studenten der Studentenbewegung der sechziger Jahre erhoben haben. „Zu den Inhalten der Medizin gehört deren Geschichte, nicht als luxuriöse Beschäftigung einiger Dozenten mit dem Familienalbum des Faches, sondern als nachprüfbarer Ausdruck gesellschaftlicher Konflikte.“⁹

Dies ist mindestens ebenso einseitig wie die Beschäftigung mit dem Familienalbum des Faches, denn Medizingeschichte spiegelt weit mehr wider als nur gesellschaftliche Konflikte. Aber die Kritik wurde unüberhörbar. „Die Medizingeschichte ist heute vor allem durch die Aufgaben bestimmt, die ihr im Rahmen der medizinischen Ausbildung zu fallen. Sie wird fast allein von Medizinern selber und auf der Basis von deren Eigenverständnis gepflegt. So dient diese Wissenschaft vielfach dazu, der Medizin einen ideologischen Halt zu geben; sie soll die von außerhalb des medizinischen Standes vorgebrachte Kritik abblocken. Geschichte und

Geographie werden im Wandel der Zeiten verfolgt und dabei mit stupender Gelehrsamkeit historische Daten über die verschiedenen Behandlungsmethoden zusammengetragen“, schrieb 1976 ein Sozialhistoriker.¹⁰ Abgesehen davon, daß die Phrase vom ideologischen Halt nichtssagend ist und klar bleibt, welche Ideologie der Autor eigentlich meint, und abgesehen von der naiven Auffassung, Medizingeschichte könne eine Funktion in der Abwehr der Medizinkritik haben, sollten die weiteren Feststellungen dem Medizinhistoriker doch zu denken geben.

Die vielfältig erarbeiteten Ergebnisse der medizinischen Fachgeschichte fordern den Medizinhistoriker heraus, auf dem damit gelegten Fundament weiterzubauen. Denn Geschichte der Medizin ist mehr als die gewissenhaft registrierte Folge von Ärztegenerationen, mehr als die subtile Bibliographie ihrer Werke, mehr als die datenmäßige Erfassung der ersten gelungenen Operation oder der Einführung eines Instruments. Schon vor mehr als 50 Jahren haben die bedeutenden Medizinhistoriker Paul Diepgen und Henry E. Sigerist darauf hingewiesen, daß Medizingeschichte auch Kultur- und Sozialgeschichte ist, daß die medizinischen Fakten immer im Zusammenhang mit den Fakten der politischen, der Geistes- und Wirtschaftsgeschichte, der Religions- und Kunstgeschichte gesehen werden müßten.

Kulturgeschichtliche und sozialgeschichtliche Betrachtungsweise aber sind nur zwei von vielen möglichen Aspekten der Medizingeschichte. Gegenstände und Methoden sind so unterschiedlich, daß kaum von der deutschen Medizingeschichte gesprochen werden kann. Volker Roelcke hat vor wenigen Jahren in seiner Untersuchung *Zur Entwicklung der Medizingeschichte seit 1945* eine Reihe von Themenbereichen und Methoden aufgeführt.¹¹ Er konstatiert eine Entwicklung des ideengeschichtlichen Ansatzes von einer reinen Fortschrittsgeschichte hin

zu einer Analyse der Bedingungen der wissenschaftlichen und sozialen Phänomene.

Auch in der Medizingeschichte sind sozial-konstruktivistische Ansätze auszumachen, die Krankheit, Gesundheit, Körper als soziales Konstrukt begreifen. Die Analyse historischer demographischer Daten hat ebenso Eingang in die Medizingeschichte gefunden wie – etwa in der Frage der Professionalisierung – soziologische Ansätze, und Frauenforschung ist zu einem wichtigen Thema auch in der Medizingeschichte geworden.

Daneben haben die alten Inhalte die Medizingeschichte weiter bestimmt: Epochen-, Disziplinen- und Institutionengeschichte. Einen ganz besonderen Stellenwert nimmt hier die Erforschung der Medizin im Nationalsozialismus ein. Erst gegen innere und äußere Widerstände konnte sich die öffentliche Diskussion dieses Themas, die der Präsident der Bundesärztekammer allzu voreilig für beendet erklärt hatte, durchsetzen.¹²

In Deutschland ist die Medizingeschichte fest in der Medizinischen Fakultät verankert. Sie folgt damit dem Beispiel zweier anderer Fakultäten, für die Geschichte ganz selbstverständlich ist: Rechtsgeschichte und Kirchengeschichte. Ihre Lehrveranstaltungen gelten in erster Linie den Studierenden der Medizin und Zahnmedizin. Der obligatorische Terminologiekurs ist vielerorts mehr als ein Auswendiglernen von griechischen und lateinischen Vokabeln, mehr als ein Lernen der Wortbildungslehre, er ist *eine* Möglichkeit der Einführung in das Studium der Medizin.

Der Gegenstandskatalog läßt für die Gestaltung der Hauptvorlesung zu Beginn des klinischen Abschnitts breite Gestaltungsmöglichkeiten, zumal die Anzahl der Prüfungsfragen im 1. Staatsexamen keine Hilfestellung für einen regelmäßigen Besuch der Vorlesung leistet.

Weder diese Vorlesung, noch die – wie ich meine – notwendigen Dienstleistungen, und dazu gehören auch die Festvorträge inner-

halb und außerhalb der Fakultät, dienen in erster Linie der Selbstbestätigung und Identifikationsstiftung, mithin einer Funktionalisierung der Geschichte. Beide bieten auch die Möglichkeit, den Zuhörer zur Reflexion und zur Kritik anzuregen.

Die Aufgaben der Medizingeschichte in der Ausbildung der Medizinstudenten sind klar umrissen. In der Approbationsordnung sind die Gegenstände der Ausbildung so formuliert: „Kulturelle und soziale Grundlagen in der Geschichte ärztlichen Denkens, Wissens und Handelns; Wandlungen der Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit.“¹³ Sinnvoll aber kann diese Dimension nur betrachtet werden, wenn dazu eben diese Geschichte des ärztlichen Denkens, Wissens und Handelns in Beziehung gesetzt werden kann. Deshalb sind ebenso wichtig die Fragen der ärztlichen Denkweise, etwa in ihren Abhängigkeiten von Erfahrung, Philosophie, Tradition oder Naturwissenschaft, die Fragen der Wissensinhalte und die Form ihrer Vermittlung, die Frage nach der Geschichte von Normen ärztlichen Handelns, nach der Geschichte ärztlicher Ethik und Deontologie.

Hier ist ein Faden aufgegriffen, der in die Zeit Sigerists und Diepgens führt. Was von ihnen begonnen wurde, muß jetzt fortgesetzt werden. Medizingeschichte kann sinnvoll nur in ihrer Einbettung in die allgemeine Geschichte gesehen werden, sie muß als konstitutiver Bestandteil einer so begriffenen Kulturgeschichte gesehen werden, die nicht neben der Sozial- oder Wirtschaftsgeschichte herläuft, sondern in alle diese Bereiche hineinragt. Oder, um es mit den Worten Walter Artelts zu sagen: „Sicherlich, die Geschichte der Staaten und ihrer Herrscher, der Verfassungen, der Wirtschaft und der Kriege muß das tragende Element des Geschichtsbauwerkes bilden, und zugleich seine Fassade. Aber die Geschichte von Gesundheit und Krankheit, von den ärztlichen Berufen, ihrer Ausbildung und Berufsausbildung, vom Vorbeugen und Heilen, von den Anschauun-

gen über Leben und Krankheit, von den Seuchen und ihrer Bekämpfung, das ist nicht die Rückseite dieses Gebäudes, sondern ein Teil – ein vom Betroffenen, vom Menschen selber her, keineswegs unwesentlicher Teil – seines Inneren.“¹⁴

Medizingeschichte kann deshalb nur begründet sein auf der exakten historischen Arbeit in der Erforschung der Quellen und ebenso exakter Darstellung der Ergebnisse, sie muß aber hineingestellt werden in den größeren Rahmen der politischen, der Geistes-, Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte, um so nicht zur *Beschäftigung mit dem Familienalbum des Faches*, sondern zur gleichberechtigten medizinischen und historischen Wissenschaft zu werden.

Eine so verstandene Medizingeschichte kann im heutigen Wissenschaftsbetrieb und in der Medizin vor allem drei Funktionen haben: eine kognitive, eine kritische und eine Integrationsfunktion.

Über die Vermittlung von Fakten hinaus kann die Medizingeschichte die Funktion haben, ärztliches Denken zu schulen. Der Arzt muß, wenn er Krankheit wirklich erkennen und behandeln will, in Geschehenszusammenhängen denken. Er muß Bedingungen und Folgen erkennen und einordnen können, wenn er im menschlichen Körper mehr sieht als eine Maschine, deren Einzelteile defekt und repariert werden können. Der Umgang mit der Geschichte kann dieses Denken fördern.

Das Wissen um die Geschichte kann zu kritischer Reflexion des eigenen Standorts führen. Wenn die Bedingtheit historischer Prozesse richtig verstanden wird, historische Positionen in dieser Bedingtheit erkannt werden, führt dies auch zur Erkenntnis der Bedingtheit der eigenen Situation, die in ihrem historischen, kulturellen und gesellschaftlichen Kontext leichter zu erkennen ist. Dies trifft zu auf die Stellung des Arztes, aber auch auf die des Patienten und beider Stellung gegenüber Heilmethoden und me-

dizinischen Theorien. Medizingeschichte kann auch bei der Entscheidungsfindung hilfreich sein. Die Kenntnis historischer Abläufe kann die eigene Überlegung beeinflussen, nicht in der Weise, daß in der Geschichte Entscheidungen exemplarisch vorgebildet wären, die die eigene Entscheidung vorwegnehmen. Man kann nicht aus der Geschichte lernen in der Form, daß geschichtliche Ereignisse kopiert würden, aber man kann an der Geschichte lernen, indem man die historischen Abläufe analysiert und diese Analyse mit in die eigenen Überlegungen einbringt.

Medizingeschichte hat integrierende Funktion in mehrfacher Hinsicht. In einer Zeit, in der medizinisches Wissen sich mehr und mehr aufsplittet in Spezialitäten und Subspezialitäten, ist sie eines der wenigen Fächer, in dem die Medizin in ihrer Gesamtheit dargestellt wird. Medizingeschichte kann die Entwicklung der Spezialfächer begreiflich machen, kann sie auf ein gemeinsames Konzept zurückführen. Die Spezialisierung in der modernen Medizin hat zu einer Verkürzung des Menschenbildes und des Körperkonzeptes geführt. Medizingeschichte kann dazu beitragen, das unverkürzte Menschenbild der Medizin wieder ins Bewußtsein zu bringen. Der Medizinhistoriker kann einerseits die Ergebnisse der Sozial- und Kulturgeschichte in die Medizin tragen und so auch für die aktuelle Medizin, etwa im Bereich der Epidemiologie, nutzbar machen. Eine Zusammenarbeit mit Sozial-, Wirtschafts- und Kulturhistorikern kann darüber hinaus zu einer Integration der historischen Wissenschaften insgesamt führen.

In den letzten beiden Jahren ist in Verbindung mit dem Fach Geschichte der Medizin häufig auch ein anderes Fach genannt worden: die Ethik in der Medizin. Es scheint so, als betrachteten eine Reihe von Fakultäten die beiden Fächer als so nah verwandt, daß sie von einer und derselben Person voll gültig in Forschung und Lehre vertreten werden

könnten. Dies hat gelegentlich zu merkwürdigen Formulierungen geführt, zum Beispiel *Geschichte und Ethik in der Medizin*.

Es muß mit aller Deutlichkeit gesagt werden: beide Fächer sind zu wichtig, daß man so leichtfertig mit ihnen umgeht.¹⁵

Durch die Formulierung *Geschichte, Ethik und Theorie der Medizin*, wie sie der Entwurf für eine neue Approbationsordnung gebraucht, kann leicht der Eindruck entstehen, diese Fächer stellten eine inhaltliche und wissenschaftsmethodische Einheit dar. Geschichte und Ethik der Medizin sind Gebiete, die sich in vielen Grenzbereichen überschneiden, sich aber in zentralen Fragestellungen nicht decken. Für Lehre und Forschung sind unterschiedliche Qualifikationen erforderlich, die gelegentlich in ein und derselben Person zu finden sind, in der Regel aber nicht.

Zwischen beiden Fächern gibt es Verbindendes: eine angemessene Behandlung medizinethischer Probleme ist ohne Einbeziehung der historischen Dimension nicht möglich, die Medizingeschichte kann für ethische Fragen sensibilisieren und dazu führen, ethische Probleme in ihrem historischen Kontext zu sehen. Aber aus der Geschichte lassen sich nicht ethische Werte und Normen für die Gegenwart ableiten.

Die Medizingeschichte bietet also nur *einen* Zugang zu Ethik in der Medizin.

Die Medizingeschichte ist ein eigenständiges Fach, zu dessen Themen auch die Geschichte der Ethik in der Medizin, nicht aber die Ethik in der Medizin als Ganzes gehört. Kooperationen sind denkbar und sinnvoll, aber im Interesse beider Fächer muß dem Eindruck entgegengetreten werden, daß die Medizingeschichte auf Dauer die Ethik in der Medizin in Lehre oder gar in der Forschung mitvertreten könnte. Dies gilt gleichermaßen auch umgekehrt: Ein Vertreter der Ethik in der Medizin kann nicht Geschichte der Medizin nebenbei betreiben.

Medizingeschichte hat eine eigenständige Funktion in der Fakultät. Sinnvoll kann diese jedoch nur wahrgenommen werden, wenn Geschichte in ihrer Eigenart und in ihrer Eigengesetzlichkeit anerkannt wird. Dort, wo Geschichte nur als unmittelbar auf uns zulaufende, geradlinige Entwicklung begriffen wird, die nur dazu dienen soll, den jetzt erreichten Stand zu beleuchten, dort, wo Geschichte nur dazu dient, eigene Meinungen im historischen Gewand vorzutragen, dort, wo Geschichte als Steinbruch benutzt wird, um mit aus dem Zusammenhang gerissenen Fakten Beispiele für die Richtigkeit der eigenen Theorien zu liefern, überall dort kann Geschichte, kann Medizingeschichte ihre Funktion nicht erfüllen. Erfüllen kann sie diese Funktion, diese kognitive, kritische und integrierende Funktion, wenn sie in ihrer Eigenart als medizinische und historische Wissenschaft begriffen und anerkannt wird.

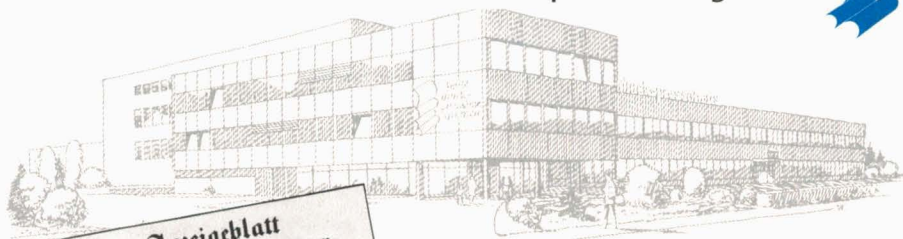
Anmerkungen

- ¹ Heinrich Schipperges: Ein Institut für Geschichte der Medizin an der Universität Heidelberg, *Ärzteblatt Baden-Württemberg* 17 (1962) 249–251, S. 249.
- ² Edith Heischkel: Die Geschichte der Medizingeschichtsschreibung, in Walter Artelt: Einführung in die Medizinhistorik, Stuttgart 1949, S. 202–237, S. 204.
- ³ Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 1 (1902) 269 f.
- ⁴ Unter diesem Titel erschien 1942 ein Buch von Bernward J. Gottlieb und Alexander Berg, in dem die Tradition des deutschen Arztes von Paracelsus bis zur Neuen Deutschen Heilkunde aufgezeigt werden sollte.
- ⁵ L. Büttner und B. Meyer: Karl Marx und die Geschichte der Medizin, Mitteilungen der Gesellschaft für Geschichte der Medizin in der DDR, 17 (1983) 1–5, S. 4 f.
- ⁶ Richard Koch: Die Geschichte der Medizin im Unterricht, *Archiv für Geschichte der Medizin* 20 (1928) 1–6, S. 4.
- ⁷ Vgl. Rolf Winau: Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik 1901–1979 (=Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften und der Technik 15), Wiesbaden 1978.

- ⁸ Karl Sudhoff: Richtungen und Strebungen in der medizinischen Historik, *Archiv für Geschichte der Medizin* 1 (1908) 1–11, S. 11.
- ⁹ Kritische Universität, Provisorisches Verzeichnis der Studienveranstaltungen im Wintersemester 1967/68.
- ¹⁰ Dirk Blasius: Geschichte und Krankheit, *Geschichte und Gesellschaft* 2 (1976) 386–415, S. 390. Vgl. dazu auch die Auseinandersetzung von Ute Frevert und Gunter Mann in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 28. 1. 1987, 11. 3. 1987 und 8. 4. 1987.
- ¹¹ Volker Roelcke: Die Entwicklung der Medizingeschichte seit 1945, *NTM, Internationale Zeitschrift für Geschichte und Ethik der Naturwissenschaften, Medizin und Technik*, N.F.2 (1994) 193–216.
- ¹² Zuletzt hat sich Ortrun Riha ausführlich in ihrem Aufsatz *Die Geschichte als Lehrmeisterin im Zeitalter der verlorenen Unschuld. Perspektiven der Medizinhistorik 1966* mit dem Thema auseinandergesetzt. Der Aufsatz ist erschienen in Achim Thom und Ortrun Riha (Hg.): *90 Jahre Karl-Sudhoff-Institut an der Universität Leipzig*, Leipzig 1996, S. 1–19.
- ¹³ Approbationsordnung für Ärzte, Anlage 13.
- ¹⁴ Walter Artelt: Antrittsrede, *Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, Wiesbaden* 1959, S. 88.
- ¹⁵ Zum Folgenden vergleiche die Stellungnahme des Fachverbands Medizingeschichte zum Verhältnis von Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin vom 21. Juni 1997.

Mit der Zeitung durch die Jahrhunderte

brühl druck + pressehaus giessen



Seit 1750
Ihre Tageszeitung

Aktuell
Unverwechselbar
Informativ

Die Medizinische Fakultät der Ludoviciana im 18. Jahrhundert*

Jahrhunderte sind durch unsere Zeitrechnung künstlich geschaffene Perioden und man kann nicht erwarten, daß sich ein einheitliches Bild ergibt, wenn man die Medizin in den durch diese Zeitrechnung gesetzten Grenzen betrachtet. Vielmehr empfiehlt es sich, für die Heilkunde des 18. Jahrhunderts jenen charakteristischen Linien nachzugehen, die diese Periode kennzeichnen¹: Da ist zum einen das Streben nach deduktiven Theorien und ordnenden Systemen, zum anderen das Trachten nach einer aus der Empirie resultierenden Nosologie. Diese kennzeichnenden Wesenszüge lassen sich freilich bis in die Gegenwart verfolgen und gerade das Denken in Systemen hat bis auf unsere Tage seine Anziehungskraft nicht verloren, vielleicht weil der Verstand in Systemen eine gewisse Ruhe findet, was jedoch nicht immer zu seinem Vorteil gereichen muß. Zu den ordnenden Systemen zählen zum Beispiel am Anfang des Jahrhunderts die Monadenlehre von G. W. Leibniz² (1646–1716) und am Ende des Jahrhunderts die Naturphilosophie von Fr. W. Schelling³ (1775–1854). Der Führungsanspruch der Philosophie wurde weitgehend anerkannt, ja vielfach schien ein Fortschritt der medizinischen Wissenschaft ohne philosophische Grundlegung nicht möglich zu sein.

Als Beispiel für die medizinischen Systematiker seien nur die beiden Hallenser Vertreter

der Medizin Fr. Hoffmann⁴ (1660–1742) und G. E. Stahl⁵ (1660–1734) genannt. Es versteht sich, daß wie an vielen anderen Orten auch in Giessen unter den Lehrern der Medizin Anhänger der verschiedensten Systeme begegnen. Giessen nimmt hier keine Ausnahmestellung ein. Sie alle in diesem Übersichts-Referat behandeln zu wollen, ist jedoch aus Zeitgründen nicht möglich. Stellvertretend seien in alphabetischer Reihenfolge nur die ordentlichen Professoren der Medizin aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts genannt: Georg Theodor Barthold (1669–1713), Justus Friedrich Dillenius (1644–1720), Friedrich Wilhelm Hensing (1719–1745), Johann Christoph Hertius (1649–1731), Johann Casimir Hertius (1679–1748), Ludwig Heinrich Leo Hilchen (1702–1753), Gerhard Tabor (1694–1742), Michael Bernhard Edler von Valentini (1657–1729) und Johann Melchior Verdries (1679–1736). Es folgen ihnen als Nachfahren im Amt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Georg Ludwig Alefeld (1732–1774), Johann Wilhelm Baumer (1719–1788), Gerhard Andreas Müller (1718–1762), Christoph Ludwig Nebel (1738–1782) und schließlich Johann Carl Voigt (1714–1763).⁶ Einige von ihnen seien herausgegriffen.

Der zuerst genannte G. Th. Barthold⁷ (1669–1713) hatte in Leipzig und Halle Philosophie und Medizin studiert und war 1702 dem Ruf nach Giessen gefolgt. Wie schon seine Hallenser Promotionsschrift „De necessitate physices in praxi medica“ (Halle 1699, 23 S.) lehrt, war Barthold ein Verfechter der Iatromechanik, die unter dem Einfluß der Korpuskellehre von R. Boyle⁸

* Vortrag, gehalten am 15. 6. 1990 in Giessen anläßlich der Tagung der Deutschen Gesellschaft für die Geschichte des 18. Jahrhunderts „Giessen im 18. Jahrhundert – Universität und Region.“ Da der vorgesehene Tagungsband aus unbekannten Gründen bis heute nicht erschienen ist, erfolgt nunmehr eine getrennte Veröffentlichung.



Abb. 1. Titelkupfer aus G. Th. Barthold, Opera medica tripartita, Frankfurt 1717. Das Spruchband lautet: „Gazophylacium Medicum labore recluditur, experientia probatur“

(1627–1691), der Kreislauflehre von W. Harvey⁹ (1578–1657) und der Cartesianschen¹⁰ Motus- und Materia-Lehre alle Naturserscheinungen auf atomistisch-mechani-

stischer Grundlage zu erklären suchte. Dieses von seinem Hallenser Lehrer Fr. Hoffmann propagierte iatromechanische Konzept bildet auch die Grundlage seines

umfänglichen Lebenswerks, den „Opera medica tripartita“ (Frankfurt 1717, 1035 S.), die posthum von seinem Schüler J. J. Rosenstengel herausgegeben wurden. Besondere Beachtung verdient der Titelpuffer, der programmatisch die Medizin im Selbstverständnis des 18. Jahrhunderts vor Augen führt: Vor einer Stadt am Fluß türmt sich ein mächtiger Felsen mit Burg¹¹ auf. Sie stellt laut Spruchband das „Medizinische Schatzhaus“ (Gazophylacium Medicum) dar. Am Fuße des Felsens ist eine alltägliche Szene gezeigt: ein Arzt am Krankenbett mit dem Uringlas in der Hand. Der Text (Experientia probatur) verdeutlicht, daß der Arzt der praktischen Erfahrung bedarf, wenn er die Uroskopie beherrschen will. Doch ist es mit bloßer Empirie auch nicht getan. Er bedarf auch eines großen Wissensschatzes, der nur durch Anstrengung erschlossen wird (labore recluditur). Der Arzt muß sich also auf den Weg über den abschüssigen Felspfad zum Medizinischen Schatzhaus begeben. Dabei bleibe er sich aber bewußt, daß er dessen Schlüssel nur aus Gottes Hand empfangen kann. „Das Medizinische Schatzhaus wird durch Anstrengung erschlossen und durch Erfahrung bestätigt.“ Mit anderen Worten: Zur Empirie tritt die Theorie, die Barthold in der Verbindung der Medizin mit der Physik und der Philosophie erblickt. Deshalb ruft er aus: „Versuche, Physikos zu werden“ und bekennt, „daß der Arzt, der zugleich Philosoph ist, gottähnlich ist.“ Gleichzeitig rügt er, daß es „dem Ruf und Namen nach so viele Mediziner gibt, der Tätigkeit und dem Werk nach aber nur sehr wenige Ärzte.“¹² M. B. Edler von Valentini hatte in seiner Declamatio „De Hassiae literatae fatis“ am 5. Januar 1701 festgestellt: „Academia Gissena sane Collegio superbit Augustissimo, Horto Medico, Laboratorio Chymico et propediem Amphitheatro sectionibus anatomicis destinato.“ In der Tat: Zum 1607 begonnenen Collegium Ludovicianum und zum 1612 im Hortus Medicus eingerichteten Laboratori-

um Chymicum war nun auch das Amphitheatrum Anatomicum am Brandplatz getreten, das mit der Sektion vom 15. November 1709 durch Barthold eröffnet wurde. Fünf öffentliche Sektionen hat Barthold in seiner elfjährigen Giessener Zeit ausgeführt. Die vom Frühjahr 1703 hatte einen berühmten Zuschauer, den Medizinstudenten und späteren Helmstedter Chirurgen Lorenz Heister (1683–1758), der fünfzig Jahre danach sich an die „Aufblasung des Penis“ genau erinnerte¹³, „daß derselbe sehr groß, die Testiculi aber so klein waren, daß jeder nicht größer als eine Eichel oder Aecker ware“, so daß sich Barthold die Bemerkung erlaubte: „Viel Geschrey, aber wenig Wolle!“ Barthold hatte Anatomie und Botanik in Giessen gelehrt. Daher sei ein herausragender Botaniker genannt, der von 1704–1710 bei Barthold in Giessen studierte: Johann Jacob Dillenius¹⁴ (1684–1747). Er nahm 1734 den Lehrstuhl für Botanik und die Leitung des Botanischen Gartens in Oxford ein. Der „Hortus Elthamensis“, eine Zeichnung und Beschreibung von 417 seltenen Pflanzen dieses Gartens auf 324 Tafeln, war bereits 1732 erschienen. Linné urteilte darüber: „Est opus botanicum quo absolutius mundus non vidit.“ Schließlich folgte 1741 die „Historia muscorum“, mit der Dillenius die Kryptogamenkunde begründete. Weniger bekannt wurde seine Lokalfloren von Giessen und Umgebung, in der 980 Blütenpflanzen, 200 Moose und 160 Pilzarten verzeichnet sind. Zu den Iatrophysikern, die ebenfalls noch in Halle bei Fr. Hoffmann ausgebildet worden waren, zählte unter anderen auch Johann Melchior Verdries (1679–1736). In seiner Schrift „De thermometris“ (Giessen 1704, 40 S.) behandelt er Entwicklung, Bau und Funktion von Thermometern. Der Prototyp des Fieberthermometers, das „Instrumentum temperamentorum“ hatte allerdings S. Santorio (1561–1636) schon 1614 vorgestellt. Den menschlichen Organismus definierte Verdries als „machina naturalis hydraulico-

pneumatica“. Krankheit war damit ein mechano-pathologischer Vorgang. In seiner Rede „De vera ad veram medicinam via“ (Giessen 1714, 48 S.) werden Mathematik und Physik als die Grundlagen der Medizin postuliert. Auch Verdries verknüpfte die Medizin mit der Philosophie. Als „Professor philosophiae naturalis“ las er über den Makro- und Mikrokosmos und die Stellung des Menschen in der Schöpfung. Sein „Conspectus philosophiae naturalis sive in physicam recentiorem introductio“ (Giessen 1720, 671 S.) legt davon Zeugnis ab.

Den Iatrochemikern ist dagegen Ludwig Heinrich Leo Hilchen (1702–1753) zuzurechnen, dessen Giessener Antrittsrede vom 3. April 1727 zum „fictum et verum chymiae in medicina usum“ Stellung bezieht. Seine Arbeiten betreffen neben botanisch-pharmakologischen Studien im wesentlichen toxikologische und forensische Aspekte. So werden in der Schrift „De venenis“ (Giessen 1748, 32 S.) in Abkehr von der alten Einheitstoxikologie die Gifte als chemisch definierbare und analysierbare Substanzen mit spezifischer Wirkung betrachtet. Als erstes wird das Quecksilber besprochen und seine Giftwirkung auf die Bergarbeiter abgehandelt. Es folgen Ausführungen über das Arsen und Antimon. Die Arbeit „De inspectione et sectione legali“ (Giessen 1748, 40 S.) betont den Wert der gerichtsmedizinischen Obduktion in Fällen, die vom Infanticidium bis zum Submersionstod reichen.

Als der amtierende Rektor der Ludoviciana J.M. Verdries am 25. Juli 1736 starb, zierten den sechsspännigen Leichenwagen die Wappen der vier Fakultäten sowie das hellblaue, in Silber gefaßte Antoniterkreuz, das 1736 erstmals als Emblem der Universität diente und bis zur Stunde dient. Die Universität war Rechtsnachfolgerin des Grünberger Antoniterklosters geworden, nachdem Rektor J.C. Arnoldi¹⁵ bereits 1726 auf die Parallelität zwischen dem Grünberger Präzeptoren- und dem Giessener Rektorenamt hingewiesen

hatte. Da die Pflegegemeinschaft der Antoniter seit ihrer Konsekration im Jahre 1095 durch Papst Urban II. sich der Ergotismuskranken annahm und gerade diese Seuche in Hessen bis 1879 auftreten sollte, überrascht es nicht, daß Christoph Ludwig Nebel¹⁶ (1738–1782) im Jahre 1772 mit einer eigenen Abhandlung zum Mutterkorn hervortrat. Sein praktischer Vorschlag, den Roggen vor dem Mahlen durch Sieben vom Mutterkorn zu trennen, wurde von den Behörden aufgegriffen und empfohlen, in der Praxis jedoch vernachlässigt. Überhaupt zählte Nebel zu den einsichtsvollen aufklärerischen Ärzten seiner Zeit. Anlässlich der Giessener Pockenepidemie im Jahre 1773 inokulierte er 13 Kinder, darunter seine eigenen, mit mehrfach abgeschwächten Menschenpocken. Alle Kinder blieben von den Blättern verschont. Die Giessener Bürger beschuldigten ihn indessen, er verbreite die Seuche vorsätzlich und pfusche Gott ins Handwerk. Schließlich gebührt dem Friedschüler und Geburtshelfer Nebel das große Verdienst, als einer der ersten Ärzte der von dem Franzosen J.R. Sigault¹⁷ am 1. Oktober 1777 durchgeführten Symphyseotomie noch im gleichen Jahr energisch entgegen getreten zu sein. Seine ablehnende Haltung gegenüber dieser leidvollen Operation hat er in seiner Schrift „De synchondrotomia“ (Giessen 1780, 12 S.) zusammengefaßt. Im Gegensatz zu den genannten Systematikern aus Iatrophysik und Iatrochemie G.Th. Barthold, J.M. Verdries und L.H.L. Hilchen gehörte Chr.L. Nebel bereits zu den praxisorientierten Empirikern des 18. Jahrhunderts. Die Hallersche Irritabilitäts- und Sensibilitätslehre begann sich durchzusetzen und die Medizin mit experimentell gewonnenen Fakten zu bereichern.

Ähnliches scheint für Gerhard Tabor (1694–1742) zu gelten, der 1734 als Garnisons-Chirurg berufen wurde, aber bereits acht Jahre später verstarb. So ist nur seine Dissertation „De cancro mammarum eum-

que nova extirpandi methodo“ (Utrecht 1721)¹⁸ erschienen. Die empfohlene Absetzung der karzinomatösen Brust mit einem sichelförmigen Instrument ist freilich schon den Zeitgenossen als fragwürdig erschienen. Ganz der Praxis zugetan war Friedrich Wilhelm Hensing (1719–1745), der 1742 als erster Prosektor der Anatomie an der Ludoviciana berufen und 1743 zum Ordinarius ernannt wurde. Obwohl er bereits zwei Jahre später verstarb, hinterließ er wertvolle anatomische Schriften. So beinhaltet seine medizinische Doktorarbeit „De peritoneo“ (Giessen 1742, 48 S.) die Entdeckung des noch heute nach Hensing benannten Ligamentum phrenicocolicum. Die von ihm hergestellte Injektions-Präparatesammlung ist heute leider verloren, doch dürfte sie dem manieristischen Stil der Präparatesammlung des Fr. Ruysch (1638–1731) entsprochen haben. Geblieben ist dagegen bis heute der anatomische Präparierkurs, den Hensing 1742 erstmals in das Giessener Medizinstudium einführte. Angefügt werden sollte, daß sein Vater Johann Thomas Hensing¹⁹ (1683–1726) in Giessen die ungewöhnliche Professur für „Philosophia naturalis chymica“ innehatte. In seiner Dissertation „Cerebri examen chemicum“ (Giessen 1719, 40 S.) wies er erstmals den Phosphor als chemischen Bestandteil im menschlichen Gehirn nach und gehört damit gemeinsam mit Ludwig Johann Wilhelm Thudichum (1829–1901) und Justus von Liebig (1803–1873) zu den Wegbereitern der modernen Neurochemie.

Unter die großen Naturforscher und Enzyklopädisten des beginnenden 18. Jahrhunderts ist ohne Zweifel Michael Bernhard Edler von Valentini (1657–1729) zu rechnen, der in diesem Zeitraum die überragende Gestalt der Medizinischen Fakultät und Universität Giessen war. Nach einer Studienreise durch die Niederlande, England und Frankreich wurde er 1667 zum „Professor physices experimentalis“ und 1697 zum „Profes-

sor medicinae ordinarius“ ernannt. Der Megalindanus und Comes palatinus galt als „vir praeclaris operae ingenique monimentis usquequaque celeberrimus“. Und tatsächlich dürfen seine hinterlassenen Werke heute als Monumente angesehen werden.

Unter dem Titel „Praxis medicinae infallibilis“ hat Valentini ein großes klinisch-kasuistisches Werk herausgegeben, dessen erster 1711 in Frankfurt erschienener Teil internistisch und dessen zweiter 1715 ebenfalls in Frankfurt veröffentlichter Teil chirurgisch ausgerichtet ist. Die aufgezeigten Fälle – zum Beispiel eine Elephantiasis der Beine oder eine Hernia scrotalis permagna – sind auf dem im Titelblatt vorgeführten Erkenntnisweg behandelt worden: Der Arztgelehrte – vermutlich Valentini selbst – sitzt am Tisch im Kreis seiner Adepten und weist mit den Strahlen einer Kerze in seiner Linken auf den von Engeln getragenen Titel seines Werkes hin. Der Weg ärztlichen Erkennens wird durch die vier Aufschriften EVOLVENDO, OBSERVANDO, CONSULTANDO und PRAESCRIBENDO markiert.

In der 1713 erschienenen „Medicina nov-antiqua“ faßt Valentini Entwicklung und Stand der gesamten Medizin seiner Zeit zusammen. Auf 495 Druckseiten werden Physiologie, Pathologie, Semiotik, Hygiene, Therapie, Diätetik, Pharmazeutik und Chirurgie abgehandelt. Die vorgeführten Fälle wie ein monströser Hydrops saccatus oder eine Enterozele zeigen den Verfasser noch ganz im humoralpathologischen Denken verhaftet, auch wenn bereits die neuen Ergebnisse aus Iatrophysik und Iatrochemie berücksichtigt sind. Das Titelbild besteht aus drei Bildfriese. Der obere Fries nennt die drei wichtigsten Disziplinen der Medizin: Die Anatomie, symbolisiert durch einen eröffneten Leichnam, als *oculus et clavis medicinae*, die Chemie, verkörpert durch einen im Labor arbeitenden Wissenschaftler, als *manus dextra* und die Chirurgie, dargestellt durch Glühbecken, Kauterien, Säge und Haken, als



Abb. 2. Titelpupfer aus M.B. Edler von Valentini, Medicina nov-antiqua, Frankfurt 1713

manus sinistra. Der mittlere Fries zeigt das Porträt von Valentini und die beiden zentralen Arbeitsstätten des akademischen Arztes: den Hörsaal und das Krankenlager²⁰. Der untere Fries veranschaulicht die *Materia medica* mit dem Reich der Pflanzen, Tiere und Mineralien. Das Titelblatt spiegelt das zeitgenössische Selbstverständnis der Medizin wider.

Ein weiteres großes Sammelwerk muß genannt werden: Das „*Amphitheatrum zootomicum*“ von 1720, das auf 105 Foliotafeln tieranatomische Studien vor Augen führt. Wie das Titelblatt lehrt, ist das Anatomische Theater zur Schaubühne geworden. Das 1719 erschienene „*Viridarium reformatum seu Regnum vegetabile*“, das als Kräuterbuch das Pflanzenreich auf 584 Seiten in Klassen mit 383 Pflanzenbildern gleichfalls in Folioformat abhandelt, sei nur am Rande

erwähnt. Das ebenfalls 1719 veröffentlichte „*Opus magocabbalisticum*“ ist bislang so gut wie unbekannt. Es erblickt den Menschen in Abhängigkeit von den Gestirnen und postuliert somit eine Iatroastrologie, in der der Mikrokosmos des Menschen mit dem Makrokosmos des Weltalles in Verbindung steht. Valentini scheint hier einem theosophisch-astromagischen Weltbild zu huldigen. Das „*Museum museumum oder Vollständige Schaubühne aller Materialien und Spezereien*“, das in drei Bänden mit zahlreichen Abbildungen zwischen 1704 und 1714 erschienen ist, ist so berühmt, daß hier auf seine Vorstellung verzichtet werden kann.

Schließlich sind drei weitere Kompendien anzuführen, die ihren Verfasser als Adepten der forensischen Medizin ausweisen: Die „*Pandectae medico-legales*“ (1701), die

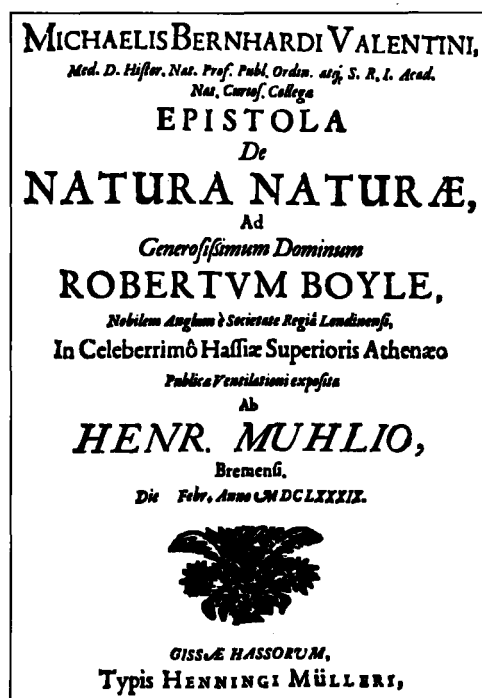


Abb. 3. „De natura naturæ“. Brief von M. B. Valentini an R. Boyle, Giessen 1689

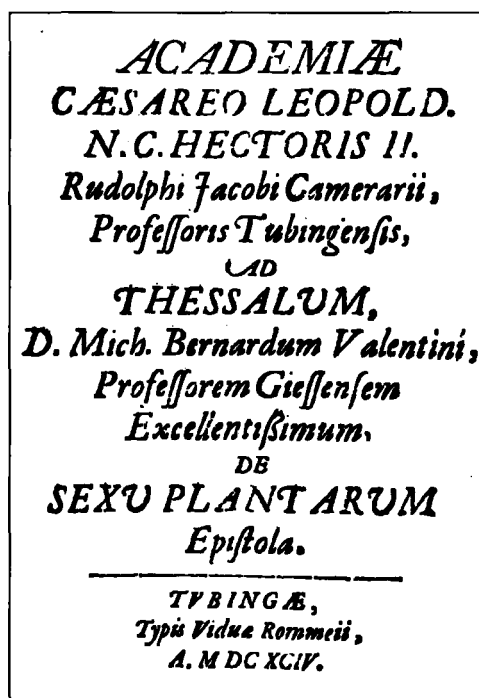


Abb. 4. „De sexu plantarum“. Brief von R. J. Camerarius an M. B. Valentini, Tübingen 1694

„Novellae medico-legales“ (1711) und das „Corpus juris medico-legale“ (1722). Der Titelpuffer der „Novellae“ zeigt links oben die *Inspectio*, wobei der obduzierende Arzt einen Kniefall vor der in der Mitte thronenden *Nemesis Carolina* macht, wohl eine Anspielung auf die „Constitutio Criminalis Carolini“, die „Peinliche Gerichtsordnung“ Karls V. von 1532.²¹ Rechts oben erfolgt die *Renunciatio*, der Arzt bedenkt den Bericht, wobei das auf seinen Knien liegende Buch die Worte trägt: *Lethale est, Nothus est*. Die beiden Figuren der Mittelzone sind der Schöffe (*Scabinus*) und der Stadtarzt (*Politer*). Letzterer weist auf Galens Schrift „De usu partium“²² hin. Das Gerichtsgebäude im unteren Teil zeigt über den drei mittleren Arkaden die Aufschrift: *Semper Aliquid Novi*, eine Anspielung auf die *Novellae*.

Dieses kompensiöse forensische Oeuvre ist bis heute ebenso wenig bearbeitet wie die umfangreiche Korrespondenz. Als Beispiel sei die sechzehn Seiten lange „Epistola de natura naturae“ an R. Boyle (1627–1691) genannt, die 1689 in Giessen im Druck erschien. Ebenso sei der berühmte Brief des Tübinger Professors der Medizin Rudolph Jacob Camerarius (1655–1721) vom Jahre 1694 mit dem Titel „De sexu plantarum“ an Valentini genannt, der auch seinen Akademienamen „Thessalus“ nennt. Valentini war Director ephemeridum der Kaiserlichen Leopoldinischen Academia naturae curiosorum. In diesem Brief wird erstmals der experimentelle Nachweis geführt, daß es auch bei Pflanzen zwei Geschlechter gibt. Er steht damit am Beginn der Erkenntnis von der Befruchtung und Kreuzung der Pflanzen, die später zu den Arbeiten eines Carl von Linné (1707–1778), Charles Darwin (1809–1882) und Johann Gregor Mendel (1822–1884) führte.

Wirft man einen Blick auf das äußere Erscheinungsbild der Medizinischen Fakultät Giessen im 18. Jahrhundert, dann stellt sich heraus, daß sie im Durchschnitt nur aus zwei

Professoren bestand. Dies gilt auch dann, wenn man die hier aus Zeitgründen nicht näher besprochenen Vertreter wie Georg Ludwig Alefeld, Johann Wilhelm Baumer, Johann Christoph Hertius, Johann Casimir Hertius, Gerhard Andreas Müller und Johann Carl Voigt hinzunimmt. Ludwig Heinrich Leo Hilchen war von 1748–1751 sogar der einzige Professor der Medizin in Giessen. Als 1751 Gerhard Andreas Müller und mit ihm Stahls Psychodynamismus nach Giessen gelangte, war zwar ein weiteres medizinisches System vertreten. Die eigentlichen medizinischen Pionierleistungen des Jahrhunderts blieben jedoch bis auf Ansätze ohne großen Einfluß am Ort. Erst 1796 sollte die Zahl der Professoren an der Medizinischen Fakultät Giessen auf vier Vertreter ansteigen und schließlich 1823 insgesamt sechs betragen.

Die Medizinische Fakultät blieb klein und sollte mit schwierigen äußeren Bedingungen leben. Übrigens mußte von 1758–1762 das Kollegiengebäude als Lazarett dienen und die Universität in das alte Pädagogium ausweichen. So sollte auch die Hessische Akademische Gesellschaft der Wissenschaften, die 1767 durch Hermann von Riedesel begründet wurde und deren Sekretär der Medizinischen Klasse Christoph Ludwig Nebel war, nun sieben Jahre bestehen. Als sie sich 1774 wieder auflöste, war nur ein einziger Band der „Acta Philosophico-medica Societatis Academiae Scientiarum Principalis Hassiacae“ erschienen. Es war der Band des Jahres 1771. „Habent sua fata – Academiae.“

Stellt man am Ende die Medizinische Fakultät Giessen in die Gesamtentwicklung im 18. Jahrhundert hinein, dann war auch am Ort der Einfluß ordnender Systeme und deduktiver Theorien wie zum Beispiel der Mechanodynamismus eines Fr. Hoffmann feststellbar. Retardiert wirkten auch noch iatrophysikalische und iatrochemische Konzepte nach. Der französische Naturismus und Vita-

lisme fehlte dagegen ebenso wie die Neuralpathologie oder der Mesmerismus. Die provinzielle Landesuniversität blieb auch von der in diesem Jahrhundert so leidenschaftlich betriebenen Lehre von den Krankheitsklassifikationen verschont, innerhalb deren Dr. Boissier de Sauvages²³ (1706–1767) im Jahre 1732 insgesamt 315 Krankheitsgattungen und der Göttinger Rudolph Augustin Vogel²⁴ (1724–1774) im Jahre 1772 sogar 560 Genera morborum errechneten. Dazu zählten freilich auch das vorzeitige Ergrauen der Haare oder das Bluten aus einer Wunde. Von solcher Systemwut verschont geblieben zu sein, mag man als Vorteil einer kleinen Fakultät werten. Das völlige Fehlen einer praktischen Krankenhausmedizin, wie sie mit der Älteren Wiener Medizinischen Schule vor Augen steht, verdeutlicht allerdings die Rückständigkeit auf den Gebieten der Pathologie und Therapie. Anatomie und Geburtshilfe waren zwar gemeinsam mit der Medizinischen Aufklärung am Ort vertreten, allein die ärztliche Praxis wies große Defizite auf. Die „Förderung von oben“ war allzu gering und die Medizinische Fakultät Giessen in ihrer schmalen Besetzung nur in der Lage, einen der unteren Plätze in der Rangliste der deutschsprachigen Medizinischen Fakultäten einzunehmen.

Anmerkungen

1. Vgl. J. Steudel, Wesenszüge der Medizin des 18. Jahrhunderts, Deutsches Medizinisches Journal 5, 1954, 81–86. Es ist angebracht, eine Heilkunde im Zeitalter des Barock (1600–1740) und eine Heilkunde im Zeichen der Aufklärung (1740–1830) zu unterscheiden. Damit liegt die Zäsur in der Mitte des 18. Jahrhunderts.
2. Aus der umfangreichen Literatur vgl. nur J. Steudel, Leibniz und die Medizin (Bonner Akademische Reden Nr. 20), Bonn 1960.
3. Vgl. Fr. W. Schelling, Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie. Zum Behufe seiner Vorlesungen, Jena/Leipzig 1799.
4. Vgl. zu ihm die umfassende Monographie von I. W. Müller, Iatromechanische Theorie und ärztliche Praxis im Vergleich zur galenistischen Medizin (Fried-

rich Hoffmann-Pieter von Foreest, Jan van Heurne), Historische Forschungen Bd. 17. Im Auftrag der Historischen Kommission der Akademie der Wissenschaften unter der Literatur Mainz hrsgg. von K. E. Born und H. Zimmermann, Stuttgart, 1991.

5. Vgl. sein Hauptwerk: G. E. Stahl, Theoria medica vera, Halle 1708.
6. Zu den genannten Vertretern der Medizinischen Fakultät Giessen vgl. J. Benedum/Chr. Giese, Die Professoren der Medizin in der Gießener Gemädegalerie, Arbeiten zur Geschichte der Medizin Bd. 5, hrsg. von J. Benedum, Giessen 1983. Mit Ausnahme von Justus Friedrich Dillenius (1644–1720), von dem kein Bild in der Gemädegalerie erhalten ist bzw. seines Sohnes Johann Jacob Dillenius (1684–1447), der Botaniker in Oxford war, sind hierin alle oben aufgeführten Professoren der Medizinischen Fakultät Giessen in einem kurzen biographischen Abriß gewürdigt.
7. Vgl. zu ihm im einzelnen A. Huppertz, Die Vertreter der Anatomie und des anatomischen Unterrichts in Giessen von 1702–1748, Arbeiten zur Geschichte der Medizin in Giessen Bd. 4, hrsg. von J. Benedum, Giessen 1982, S. 43–101.
8. Vgl. R. Boyle, The sceptical chymist or chymico-physical doubts and paradoxes touching the Spagyrist's principles, London 1661 bzw. Chymista scepticus vel dubia et paradoxa chymico-physica circa spagyrion principia, Rotterdam 1668.
9. Vgl. W. Harvey, Exercitatio anatomica de motu cordis et sanguinis in animalibus, Frankfurt 1628
10. Vgl. K. E. Rothschild, René Descartes, Über den Menschen (1632) sowie Beschreibung des menschlichen Körpers (1648). Nach der ersten französischen Ausgabe von 1664 übersetzt, mit einer historischen Einleitung und Anmerkungen versehen, Heidelberg 1969.
11. Die Abbildung erinnert an Darstellungen der Burg Hoch-Osterwitz in Kärnten bei St. Veit an der Glan aus dem 16. Jahrhundert.
12. Vgl. dazu Hippokrates, De habitu decenti 5 (IX, 232 L.): Ἱπποκρῆς γὰρ φιλόσοφος ἰσόθεος. Ferner Hippokrates, Lex 1 (IV, 638 L.): . . . Ἱπποκρῆς, φήμη μὲν πολλοί, ἔργῳ δὲ πάγχυ βαιός.
13. Vgl. L. Heister, Medicinische, Chirurgische und Anatomische Wahrnehmungen, Rostock 1753, Die 8. Wahrnehmung, S. 13: Bei Zergliederung eines Körpers wurde ein großes männliches Glied, aber sehr kleine Testiculi gefunden.
14. Vgl. J. J. Dillenius, Catalogus plantarum sponte circa Gissam nascentium, Frankfurt 1719; Ferner: Hortus Elthamensis seu plantarum rariorum, quas in horto suo Elthami coluit Jac. Sherard, delineationes et descriptiones, London 1732 sowie Historia muscorum, in qua circiter sexcentae species describuntur et iconibus illustrantur, Oxford 1741.

- Zu J.J. Dillenius vgl. zuletzt J. Benedum, 375 Jahre Medizin in Giessen. Eine Bild- und Textdokumentation von 1607–1982, 2. Aufl., Giessen 1983, S. 67–70 und H. Jung, Johann Jakob Dillenius 1684–1747. Eine Ausstellung in der Universitätsbibliothek Gießen zum 300. Geburtstag, Giessen 1984.
15. J. C. Arnoldi, De parallelismo Antoniani ordinis et Rectoralis Giessensis dignitatis, Giessen 1726.
 16. Chr. L. Nebel, Abhandlung von der Schädlichkeit des Mutterkorns aus Erfahrung und chymischen Versuchen bewiesen, Jena 1772.
 17. J. R. Sigault, Discours sur les avantages de la section de la symphyse dans les accouchemens laborieux et contre nature, Paris 1779.
 18. Vgl. A. von Haller, Disputationes physico-medico-anatomico-chirurgicae selectae, Tomus IV, Neapel 1756, S. 85–106.
 19. Zu ihm vgl. D. B. Tower, Hensing 1719 – An Account of the First Chemical Examination of the Brain and the Discovery of Phosphorus Therein. Set against the background of Europe in the 17th and early 18th centuries. A Source Book in the History of Neurochemis-
 - try, New York 1983. Ferner: D. B. Tower, Hensing: Der erste Hirnchemiker, Deutsche Kurzfassung aus dem Englischen übersetzt von J. Benedum, Gießener Universitätsblätter Jg. 20, 1987, 69–74.
 20. Die Abbildungen von Hörsaal und Krankenlager begegnen bereits in derselben Form auf dem Titeltupfer von L. Strauss, Palaestra medica practica, Giessen 1686.
 21. Vgl. Constitutio Criminalis Carolini. Die Peinliche Gerichtsordnung Karls V. von 1532, herausgegeben und erläutert von G. Radbruch, Stuttgart 1967.
 22. Der hier völlig deplazierte Hinweis auf Galen verrät die Herkunft des Titeltupfers aus N. Highmore, Corporis humani disquisitio anatomica, Den Haag 1651. Dazu G. Wolf-Heidegger/A. M. Cetto, Die anatomische Sektion in bildlicher Darstellung, Basel/New York 1967, Nr. 159/160, S. 242/243 und S. 478.
 23. Vgl. Fr. Boissier de Sauvages, Nouvelles classes de maladies dans un ordre semblable à celui des botanistes, Avignon 1732.
 24. Vgl. R. A. Vogel, Academiae praelectiones de cognoscendis et curandis praecipuis corporis humani adfectibus, Göttingen 1772.



SALZHAUSEN

„...viele kommen wieder“

- Romantisches Biedermeierheilbad
- Ideal für Urlaub und Kur
- Heilanzeigen RHEUMA – HERZ – NERVEN – KREISLAUF – ATEMWEGE
- Therapiebecken für spezielle Rheumabehandlung
- Ruhig und waldreich
- Kurmittel- und Fangohaus



SOLE-BEWEGUNGSBAD

MIT SAUNA-LANDSCHAFT

hält jung und alt
gesund und fit!

Täglich geöffnet
Tel. 0 60 43/96 33-31



SALZHAUSEN

„...viele kommen wieder“

Die Anfänge der Schutzimpfung in Gießen

Im Jahre 1798 wurde auf dem europäischen Kontinent bekannt, daß eine Möglichkeit gefunden worden war, um den Pocken zu begegnen und ihnen ihren Schrecken zu nehmen. Der englische Landarzt Edward Jenner, auf einen Zusammenhang zwischen den Kuhpocken und den Menschenblattern aufmerksam gemacht, war diesen Hinweisen nachgegangen. Seine Versuche zeigten, daß eine Infektion mit den harmlosen Kuhpocken vor einer Erkrankung an den Menschenpocken schützte. 1796 nahm er die erste Impfung am Menschen vor. Zwei Jahre später erschien sein Werk über seine Forschungsergebnisse, mit dem er die Kuhpockenimpfung, die Vakzination [vacca = (lat.) Kuh] vorstellte.¹

Im Gegensatz zu den großen Epidemien wie der Pest seit dem Mittelalter oder der Cholera im 19. Jahrhundert waren die Pocken endemisch. Sie brachen immer dann seuchenartig aus, wenn ausreichend viele Individuen einer Infektion ungeschützt gegenüberstanden, also durch eine frühere Konfrontation mit der Krankheit noch keine Immunität erworben hatten. So erklärt es sich, daß die Blattern als eine Kinderkrankheit galten, die in zyklischen Abständen von vier bis sechs Jahren, begünstigt von Kriegszuständen und der damit einhergehenden größeren Mobilität oder Mißernten mit nachfolgend schlechterer Ernährungslage, die Bevölkerung verstärkt heimsuchten.

Traten die Pocken als ein latentes Problem also nicht so spektakulär auf wie andere Seuchen, so darf eben das keineswegs über ihre außerordentliche Bedeutung hinwegtäuschen: Eine Ansteckung war nahezu unausweichlich, nur etwa fünf Prozent der Bevöl-

kerung besaßen eine natürliche Immunität gegen den Pockenerreger, ein Orthopoxvirus. Die Blattern dauerten etwa 3 Wochen und waren nach den Berichten sehr schmerzhaft. Die Menschen blieben häufig mit Pockennarben gezeichnet, oftmals hatte die Erkrankung aber auch Erblindung², Lähmungen oder andere dauerhafte Ausfallerscheinungen zur Folge. Abgesehen von solchen bleibenden Schäden wiesen die Pocken, je nach Art und Ausprägung ihres Auftretens, eine erhebliche Mortalitätsrate auf: Nach zeitgenössischen Schätzungen erlagen den Blattern im Deutschland des 18. Jahrhunderts bei einer Bevölkerungszahl von ca. 28 Millionen jährlich etwa 70 000 Menschen, europaweit forderten sie von ca. 60 Millionen Einwohnern etwa 400 000 Opfer pro Jahr!³ Die Pocken, die zweithäufigste Todesursache nach den Lungenkrankheiten, „war ein Hauptfaktor für die mangelnde Zunahme der Population.“⁴

Vor diesem Hintergrund erregte Jenners Schrift großes Aufsehen.⁵ Vorzugsweise waren es praktizierende Ärzte, die sich in allen Gegenden Deutschlands mit diesem Verfahren auseinandersetzten, galt es doch zunächst, die Methode auf ihre Stichhaltigkeit und Zuverlässigkeit hin abzuklären und als medizinisches Verfahren zu sichern. Zu Ende des Jahres 1799 nahmen Stromeyer und Ballhorn in Hannover die ersten Impfungen vor, denen bald zahlreiche Ärzte nachfolgten.

Im Jahr 1800 herrschte in weiten Teilen Deutschlands eine Blatternepidemie, die sehr viele Opfer forderte. So auch in Gießen, damals eine Stadt mit etwa 6000 Einwoh-



Abb. 1: Pockenkrankes Kind (Photographie, ca. 1911)
Aus: E. Wolff: Die Schlacht auf dem Zahlenberge, in: R. Münch (Hg.): Pocken zwischen Alltag, Medizin und Politik. Begleitbuch zur Ausstellung, Berlin 1994

nern.⁶ Bereits wenige Jahre vorher, 1792 und insbesondere 1796, waren zahlreiche Kinder an den Pocken gestorben.⁷ Die hohe Mortalität hatte dazu geführt, daß im Gegensatz etwa zu den beiden darauffolgenden Jahren, die einen leichten Bevölkerungszuwachs und damit eher den Normalzustand ausweisen, sich das Verhältnis der Geborenen und Gestorbenen umkehrte.⁸ Die neuerliche Epidemie begann im Herbst 1799 und dauerte bis in das Frühjahr 1801 an. Für das Jahr 1800 wird angegeben, daß in der Kirchengemeinde der Stadtkirche 175 Personen beerdigt wurden und damit 67 mehr gestorben als geboren worden sind.⁹ Vom 15. Juli 1800 bis zum 15. Januar 1801 erkrankten 222 Menschen an den Blattern, von denen 76 starben.¹⁰

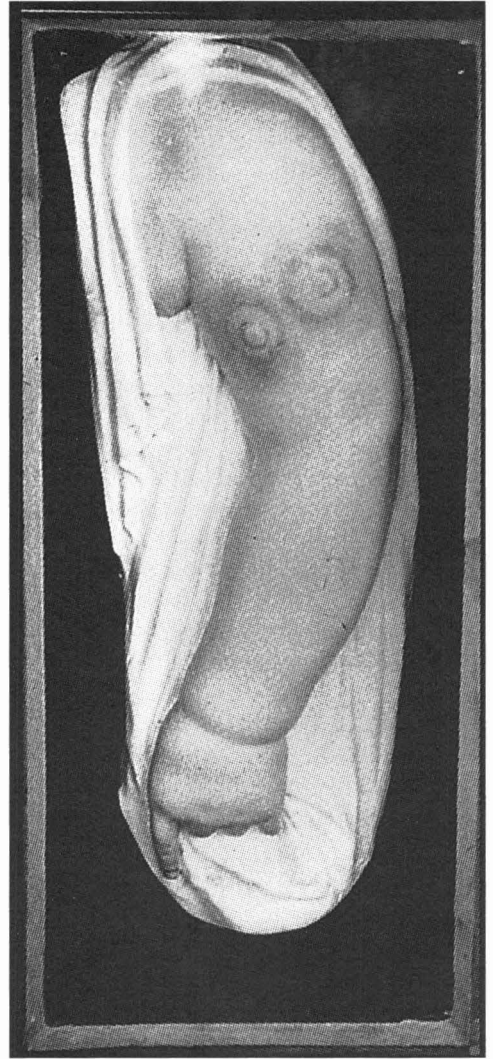


Abb. 2: Ein aus Wachs geformter Kinderarm (koloriert) zeigt Impfbläschen, wie sie nach der Vakzination auftreten. Original in der Grundschule Ulmenallee Bückeburg

„Nie hat wohl ein Übel fürchterlicher gewüthet, nie sind seit langer Zeit einer Krankheit mehrere Opfer gefallen, als der dieses Jahr herrschenden furchtbaren Blatter=Epidemie. Sie raffte unaufhaltsam in manchen Gegenden eine unbeschreibliche Menge Kinder hinweg. Alle ärztliche Hülfe war umsonst; Systeme und Theorien der fruchtbarsten medizinischen Spekulantanten scheiterten an diesem Übel. Wie viele Mütter jammern noch über dem Grabe der Geliebten, die ihnen der frühe Tod entriß, und

deren nicht eins verschonte. Mancher Vater sah die Hoffnung und den Stolz seines Lebens, die Stütze alter Tage, ins Grab sinken; iammernd beklagen kinderlose Eltern den Verlust ihrer Lieblinge, die ihnen so früh in die Ewigkeit vorausgingen. Greise wanken am Stabe zur Gruft ihrer Enkel, die noch kurz vorher um ihre Knie gaukelten, und die süßen Nahmen Vater, Mutter und Grosvater lallten, und deren Blüte ein früher Sturm entblätterte. Grausend heulen jetzt rauhe Herbst=Orkane schon durch das dürre Gras der Gräber, welche die Leichname noch lange beweinter Kinder in ihrem Schoße verbergen, deren unschuldige Spiele der liebliche Strahl der Frühlings=Sonne noch beschien.“¹¹

Schonungslos und ergreifend zugleich ist der Situationsbericht über die Lage im Gießener Raum im Jahr 1800. Und er vermittelt als elementare Erfahrung: Die Pocken grasieren in einer Weise in der Bevölkerung, daß die Ordnung des Lebens durchbrochen, der natürliche Gang der Dinge auf den Kopf gestellt wird!

In dieser Zeit lassen sich die ersten Bemühungen um die Einführung der Vakzination in Gießen nachweisen. Als Pioniere der Imp-

fung haben Dr. Franz Hessert und der Tierarzt Hauptmann Friedrich Pilger zu gelten. Hessert, zunächst Stabschirurg in hessendarmstädtischen Diensten, wurde 1798 eine außerordentliche, 1799 eine ordentliche Professur der Medizin an der Gießener Universität übertragen.¹² Eine ausgedehnte Auslandsreise nach Wien, die der medizinischen Fortbildung gewidmet war, hatte er offenbar dazu genutzt, an den dortigen ersten Impfversuchen Carros teilzunehmen.¹³ Im Juli 1800 schickte er sich an, eigene Experimente durchzuführen und damit die englischen Ergebnisse nachzuvollziehen und zu überprüfen. Er ließ sich aus dem Londoner Impfinstitut Impfstoff schicken, kaufte sich eine Kuh und nahm die Vakzination vor, „damit wir uns gewis von der Ächtheit und der Güte des Gifts überzeugen könnten“,¹⁴ wohl aber auch zur Gewinnung weiteren Impfstoffs.¹⁵ Dieses forderte allerdings den Protest der Gießener Bürgerschaft heraus, die



Abb. 3: A. Zimmermann: Impfstube, 1864. Radierung nach dem Gemälde. Aus: H. Vogt: Das Bild des Kranken, München 1969, S. 108

befürchtete, durch derartige Experimente könnte ihr Viehbestand von den Kuhpocken bedroht werden.¹⁶ So wurde in diesem Streitfall auch die medizinische Fakultät der Gießener Universität um eine Stellungnahme gebeten, die der Vakzination gegenüber kritisch ausfiel. Unter anderem heißt es in dem Gutachten, „nach medizinischpolizeylichen Grundsätzen müssen Menschen u. Vieh möglichst vor Krankheiten, besonders vor neuen, deren Werth noch insofern nicht unbezweifelt dargethan ist, daß durch sie größere Krankheiten [etc.] verhütet werden, stets gesichert werden.“ Da dies momentan noch für die Impfung der Fall sei, stelle sich die Alternative, die Kuhpockenimpfung gänzlich zu verbieten oder sie nur unter Aufsicht einer entsprechenden Kommission zu erlauben. Das Votum der Fakultät lautet, die Impfung solle einstweilen Privatsache bleiben.¹⁷

Weiteren Versuchen wurden also „von Polizeywegen“ „einige Schwierigkeiten in den Weg“ gelegt, so daß die beiden Gießener die Kuh in das Marburger Tierarzneyinstitut brachten, um dort ihre Arbeiten fortzusetzen.¹⁸ Wider Erwarten zeigte sich Landgraf Ludwig X. den Experimenten gegenüber jedoch aufgeschlossen. Indem er sich auf neueste ausländische Nachrichten stützte, erlaubte er deren Fortsetzung ausdrücklich, nicht, ohne der hiesigen Verwaltungsbehörde einen deutlichen Verweis zu erteilen: „Wenn die Polizei sich über diese Verfügung beleidiget finden sollte, so müßte ich glauben, daß sie gegen alle neueren Versuche wäre und also keinen Sinn dafür hätte, was zur Verbesserung des gemeinen Lebens nützlich werden könnte mit der Zeit.“¹⁹ Darüber hinaus gab er Hessert im November 1800 die Erlaubnis zur Vakzination, was dieser alsbald öffentlich anzeigte.²⁰

Es ist nicht nur die Genugtuung dessen, der gegen alle Widerstände nun von höchster Stelle ins Recht gesetzt wird, sondern es ist auch der Unmut dessen, der weiß, was die

vier Monate Verzögerung im Kampf gegen die Pockenseuche bedeuteten. „Welche Wohlthat für unsere Gegend wäre es gewesen, wenn man, als ich im Julius vorigen Jahres die ersten Versuche an Menschen, und *meiner eigenen, abgesonderten Kuh, auf meine Kosten anstellen wollte*, solchen Unterricht nicht verachtet hätte. Während der Zwischenzeit, bis den 14. Nov. wo ich von unserem gnädigsten Fürsten endlich, die mir *hier* verweigerte Erlaubnis erhielt, impfen zu dürfen, starben wenigstens hier und in Darmstadt über 500 Kinder, an den natürlichen Pocken. Diese so laut sprechende That-sachen, machen alle weitere Bemerkungen unnöthig.“²¹

Um so dringlicher mußte es sein, daß die Impfungen nun unmittelbar anliefen. Hessert und Pilger bieten an, jeden Arzt auf Verlangen mit Impfstoff zu versehen. Sie selbst impfen täglich von zehn bis zwölf Uhr auf Anfrage unentgeltlich bei sich oder in Privathäusern. Bei längeren Wegstrecken bitten sie um Erstattung der Reisekosten. Sie erklären sich ausdrücklich bereit, bei Bedarf Impflinge vorzustellen, um den Verlauf der Kuhpockeninfektion zu demonstrieren und damit zugleich von ihrer Harmlosigkeit zu überzeugen. Und sie stellen die bei ihnen vorhandene Literatur bereitwillig zur Verfügung, um anderen Ärzten eine intensivere Auseinandersetzung mit dem Verfahren und dem Stand der Erkenntnisse zu ermöglichen.²² Unmittelbar nach der Freigabe der Impfung durch den Landgrafen erscheint die ‚Broschüre‘ *Einige Worte an das Publikum über die Kuhpocken und deren Impfung* mit der Absicht, über die Vakzination aufzuklären und sie bekannter zu machen. Sie wurde unter allen Geistlichen, Beamten und Ärzten ausgeteilt.²³

Überzeugt von dem Segen der Schutzimpfung entfalten Hessert und Pilger alsbald in uneigennützigem Einsatz vielseitige Aktivitäten.²⁴ Es hat zunächst den Anschein, als stoße die Vakzination auf einhellige Zustim-

mung und gewinne zusehens an Boden. Bereits am 3. Dezember wird gemeldet, daß schon 41 Kinder geimpft worden seien, fünf von Prof. Müller, eins von Prof. Nebel, sechzehn von Dr. Wortmann, neunzehn von Prof. Hessert. Ob alle Impfungen erfolgreich verlaufen seien, könne man noch nicht sagen. Bei keinem aber seien bislang gefährliche Zufälle aufgetreten.²⁵ Bis Mitte Dezember sind im Gießener Raum (Grünberg, Rabenau, Busecker Tal und Wieseck) 117 Kinder vakziniert worden.²⁶

Zu den ersten Impfungen in Gießen zählten auch die drei Kinder der Familie Rayß, die bereits früher zwei Töchter durch die Blattern verloren hatte. Die Vakzination wurde am 30. November vorgenommen, aber mit jeweils unterschiedlichem Erfolg. Während eins der Kinder einen regelgerechten Verlauf zeigte, schlug die Impfung bei einem anderen nicht an und wurde wiederholt; das dritte Kind wies zwar ein pustulöses Exanthem auf, hatte aber keine Anzeichen von Fieber. Gleichwohl attestierte ein Arzt den Erfolg der Impfung, und hierdurch getäuscht, verlor die Familie kurz darauf ihr drittes Kind infolge einer Infektion mit den Menschenblattern!²⁷ Um solchen Vorkommnissen vorzubeugen, die geeignet sein konnten, die Impfung insgesamt in Mißkredit zu bringen, reagiert Hessert unverzüglich mit der ausdrücklichen Feststellung: „Die Kuhpocken= Impfungen sind gegen die Ansteckung der natürlichen Blattern dann erst gesichert, wann sie ein kleines Fieber, den 4ten, 7ten, oder 9ten Tag gehabt haben, und die Impfpustel mit einem grosen, rothen und harten Ring umgeben ist. Sie können also, so lange diese Zeichen nicht eingetreten sind, auf Sicherheit gegen Ansteckung nicht trauen.“²⁸ Eine weitere Schwierigkeit bestand darin, daß offenbar in vielen Fällen die Impfung nicht anschlug und deshalb mehrfach wiederholt werden mußte, wobei sich die Frage nach der Qualität des Impfstoffs stellte. Auch dazu beziehen Hessert und Pilger Stel-

lung. Sie verweisen darauf, daß alle mit der Impfung beschäftigten Ärzte, auch sie selbst, die gleichen Erfahrungen machen, erklären aber ausdrücklich, für die Echtheit und Güte der von ihnen versandten Impfmaterie zu bürgen. Neben Hinweisen auf besondere Umstände, die einen Mißerfolg verursachen können, geben sie insbesondere Anweisungen für die vorteilhafteste Methode zu impfen. Gegenüber Praktiken, mittels Blasenpflaster oder Einlegen eines getränkten Fadens in eine Hautwunde den Impfstoff zu applizieren, empfehlen sie das Verfahren, mit einer Lanzette Stiche in der Haut zu setzen und so die Kuhpockenlymphe einzubringen.²⁹

Die weitere Entwicklung verlief durchaus positiv. Das zeigen etwa die Berichte in der *Landzeitung*, der es ein besonderes Anliegen war, der Vakzination zum Durchbruch zu verhelfen und die in den folgenden Jahrgängen zahlreiche Erfolgsmeldungen enthält.³⁰ Schon bald ist die Nachfrage nach Impfstoff derart groß, daß Hessert und Pilger nicht allen Aufträgen unmittelbar nachkommen können.³¹ Dies ist ein Beleg dafür, daß vielerorts die Bereitschaft zur Impfung vorhanden ist und Ärzte bemüht sind, für den Anfang taugliche Kuhpockenlymphe aus Gießen zu erhalten.³² Im Frühjahr 1801 sind den Angaben von Hessert und Pilger zufolge im Gießener Raum weit über 2000 Menschen jeden Alters geimpft³³, und im August des Jahres berichten sie: „Die Kuhpockenimpfung ist jetzt in hiesiger Gegend allgemein. Auch in den entlegensten Dörfern lassen die Landleute ihre Kinder impfen. Bloss von hier aus wurden theils durch uns, theils durch andere Ärzte nahe an 3000 Kinder mit Kuhpocken geimpft. Und rechnen wir die Impfungen hinzu, welche wir noch veranlaßten, und wozu wir Gift versendeten, so möchte die Zahl leicht das Duplum übersteigen.“³⁴ An einzelnen Orten des Umlandes konnten sogar Reihenimpfungen vorgenommen werden, wo-

durch die Epidemie effektiv bekämpft wurde.³⁵

Dabei zeigt sich, daß neben den Ärzten insbesondere den Pfarrern und Schullehrern eine ganz entscheidende Funktion zukam. Sie nahmen häufig eine Vorreiterrolle ein, indem sie ihre eigenen Kinder impfen lassen. Sie, die in den Ortschaften Autoritätspersonen darstellen, geben damit ein Vorbild und bieten zugleich die Gelegenheit, die tatsächliche Wirksamkeit der Impfung zu demonstrieren.³⁶ Das hatte gegenüber anderen Strategien zur Förderung der Impfbereitschaft wie den vielfältigen Aufklärungskampagnen oder der Aussetzung von Prämien eine nicht zu unterschätzende Überzeugungskraft. Die Bevölkerung wurde nicht nur über den Nutzen der Vakzination belehrt, sondern ihre tatsächliche Schutzwirkung konnte im Alltag unmittelbar verfolgt werden. Es war mitzuerleben, wie die geimpften Kinder gegen jede Ansteckung gefeit waren, obwohl sie engsten Kontakt zu anderen, mit den Pocken infizierten Kindern hatten, ja selbst mit ihnen in einem Bett schliefen, wie in den zahlreichen Berichten immer wieder hervorgehoben wird.³⁷

Trotz solcher allerorten zu verzeichnenden Erfolge war die Einführung der Schutzimpfung gleichwohl mit zahlreichen Schwierigkeiten verbunden und machte keineswegs nur geradlinige Fortschritte, wie es in der zeitgenössischen Berichterstattung und den Darstellungen ihrer Befürworter zunächst den Anschein hat. Dr. Ernst Schwabe, Professor und Landphysikus in Gießen, zieht im September 1801 eine eher enttäuschende Bilanz. Trotz seines Angebots, unentgeltlich zu impfen, sei es bislang nur in einem der vier Ämter seines Physikatsbezirks (Kleinlinden) gelungen, eine flächendeckende Durchimpfung zu erreichen. „Es scheint also, da ich, ungeachtet meines Anerbietens, überhaupt, in meinem Physikatsbezirke, bis jetzt nur hundert und etliche fünfzig Kinder inoculirt

habe, – klar zu seyn, daß entweder die übrigen Gemeinden von ihren Lehrern, weder auf den Kanzeln, noch in den Schulen, von dieser guten Sache, gehörig unterrichtet worden, oder daß die Bemühungen dieser Männer, die Vorurtheile dagegen zu entkräften und auszurotten, bis jetzt noch fruchtlos gewesen sind.“³⁸

Von der Annahme ausgehend, daß der unzureichende Erfolg sicherlich weniger auf Unkenntnis und fehlender Information über die Schutzimpfung zurückzuführen ist, müssen es also schwer zu überwindende Vorurteile sein, die einer allgemeinen Akzeptanz im Wege standen. Nach Schwabe ist einer der wichtigsten Vorbehalte, daß man mit der Impfung dem Willen Gottes vorgreife.³⁹ Zwar erklärt er dies als einen „lächerlich[en]“ Einwand „einfältige[r] Frömmlinge“⁴⁰, tatsächlich handelt es sich hierbei jedoch um tiefverwurzelte, religiös gebundene Erklärungsversuche für das Phänomen Krankheit, das als eine von der göttlichen Vorsehung beschlossene Schickung betrachtet wird und dem auf diese Weise eine Sinnhaftigkeit zugesprochen werden kann. Es wäre vermessen, wollte der Mensch hier eingreifen. Solche tradierten Vorstellungen, von denen mehrfach berichtet wird⁴¹, lassen sich auch im Zeitalter der Aufklärung nicht mit dem vergleichsweise lapidaren Hinweis überwinden, dann sei damit über jede Art medizinischer Prophylaxe wie etwa den allseits vielpraktizierten Aderlaß ebenfalls das Verdikt gesprochen.⁴² So lehnen auch die Mitglieder der jüdischen Religionsgemeinschaft die Impfung grundsätzlich ab.⁴³ Zur Überwindung solcher im Glauben begründeter Auffassungen war insbesondere der Einsatz der Geistlichen und ihre Kooperation mit den Ärzten gefordert. Ihre vorzügliche Aufgabe war es, in der Bevölkerung die Idee einer Gesundheitspflicht zu verankern, die auf moralisch-religiöser Grundlage die Sorge um die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit verlangt.

Andere Vorbehalte ergaben sich aus der Vorstellung, die noch weithin über das mit den Blattern einhergehende Krankheitsgeschehen verbreitet waren. Trotz der zeitgenössischen Ansteckungstheorien kontagiöser oder miasmatischer Krankheiten herrschte im Fall der Pocken, von denen ja nahezu jeder betroffen wurde, noch die tradierte Lehre, sie seien der Ausbruch eines dem Menschen von Geburt an mitgegebenen Krankheitsstoffes.⁴⁴ Dieser werde mittels des über den ganzen Körper verbreiteten Hautausschlages abgesondert. Demnach stellten die Blattern sich als ein notwendiger Reinigungsprozeß dar, der nicht durch eine Impfung verhindert werden dürfe, da ein im Körper verbleibender Krankheitskeim womöglich noch schwerwiegendere Leiden verursachen könne.⁴⁵

Ein weiterer Vorbehalt gegen die Vakzination ergab sich daraus, daß dem Menschen ein – noch dazu pathogener – tierischer Stoff appliziert wurde, was befürchten ließ, daß dadurch tierische Krankheiten auf den Menschen übertragen würden, wenn dieser sich nicht sogar in seinem Wesen verändere und seine animalischen Eigenschaften stärker hervorträten.⁴⁶ Auf die Frage der Zoonosen antworteten Hessert und Pilger mit dem Hinweis auf den unbedenklichen Genuß tierischer Nahrungsmittel, die eine weit nähere Verbindung mit den Körpersäften eingingen als die Pockenmaterie.⁴⁷ Angesichts solcher grundsätzlicher Vorbehalte gegenüber einer gattungsübergreifenden medizinischen Manipulation mußte dieses ein durchaus vordergründiges, wenn auch typisches Gegenargument bleiben.

Schließlich war auch die Ärzteschaft keineswegs einhellig für die Impfung. Es war offenbar insbesondere eine Publikation des Frankfurter Arztes Müller, die im Gießener Raum für Irritationen sorgte.⁴⁸ Er warnte davor, die Vakzination vorschnell zu propagieren, denn er hielt, wie der Titel bereits klarlegt, die Kuhpocken für eine eigenständige

Krankheit, die sich wesentlich von den Pocken unterscheide.⁴⁹ Da es keine ursächliche Verbindung zwischen beiden gebe, bestehe auch kein Grund zu der Annahme, daß mittels der Vakzination ein Schutz vor den Blattern erzeugt werden könne. Obgleich Müller eingestand, daß die epidemiologischen Erkenntnisse noch sehr unzulänglich seien, reichte ihm die empirische Erfahrung nicht aus, er verlangte eine fundierte Einordnung in ein medizinisches Krankheitsmodell.

Der implizite Angriff auf die Empiriker rief eine vehemente Reaktion auch der Gießener Hessert und Pilger hervor. Sie wandten sich wiederholt und in schärfster Form gegen die „metaphysischen Speculanten“⁵⁰ und ihre „theoretische[n] Grillen“⁵¹. „Sind nicht die mancherlei Systeme, welche sich die Theoriensucht baute, in ihr voriges Nichts zerfallen, während als die Erfahrung, welche den verschiedenen Gang der Natur auf seinen Pfaden beobachtet, ihren schlichten und graden Weg fortwandelte, tausend Schlachtopfer dem Tode entrissen, die alle Speculationen und theoretische Hirngespinnste nicht würden gerettet haben. Haben Hypocrates [!], Galen, Boerhave und die grösten Ärzte aller Zeitalter nicht erst beobachtet, und Erfahrungen angestellt, ehe sie ihre Ophorismen [!] niederschrieben? – Haben sie sich erst durch Theorien lächerlich gemacht, ehe sie wirklich heilten?“⁵²

Natürlich spiegelt sich hier der in der Medizin der Zeit latent vorhandene Gegensatz zwischen den Empirikern und den Systematikern wider.⁵³ Daß Hessert und Pilger aber in derart scharfer und grundsätzlicher Form reagierten, hängt sicher mit ihren einschlägigen Gießener Erfahrungen zusammen, wo das mit Hinweis auf die bislang noch mangelhafte Erprobung sehr kritisch ausgefallene Gutachten der medizinischen Fakultät sicher maßgeblich zu dem anfänglich ausgesprochenen Impfverbot beigetragen hatte. Da Müller nun als Schlußfolgerung aus sei-

nen Ausführungen für ein Verbot der Vakzination plädierte, solange die von ihm geforderte theoretische Grundlage nicht gesichert sei⁵⁴, konnte sich daraus eine ernsthafte Gefährdung der Schutzimpfung ergeben. Deshalb reichte offenbar eine fachimmanente Auseinandersetzung nicht aus, vielmehr mußte eine solche Position in einer breiteren Öffentlichkeit, quasi *coram publico*, attackiert und widerlegt werden.⁵⁵

Für die tägliche Praxis war diese Auseinandersetzung sicher nur von relativer Bedeutung. Ein weitaus gravierenderes Hindernis für die breite Akzeptanz in der Bevölkerung und den Fortgang der Impfung war vielmehr die Tatsache, daß immer wieder von Fällen berichtet wurde, in denen die Vakzination eine trügerische Sicherheit vermittelt habe, weil nachher dennoch eine Ansteckung mit den Pocken erfolgt sei. Hier bot sich jeweils ein breites Feld für Spekulationen, wobei durchaus auch Neid und Mißgunst im Spiel waren⁵⁶, die eine allgemeine Verunsicherung erzeugten. Dadurch wurden augenscheinlich immer wieder Eltern veranlaßt, von ihrem gefaßten Entschluß, ihre Kinder impfen zu lassen, abzusehen.⁵⁷ In der *Landzeitung* läßt sich gut verfolgen, wie die Verfechter der Impfung, Ärzte wie Pfarrer, emsig darum bemüht sind, solchen „Gerüchten“ jeweils nachzugehen und sie aufzuklären. In allen Fällen ergibt sich, daß bei einer Infektion trotz vorausgegangener Impfung diese nicht ordnungsgemäß erfolgt war.⁵⁸ Hessert und Pilger setzten eine Prämie von 50 Gulden für denjenigen aus, der den Beweis antreten könne, „daß ein Kind, welches die Kuhpocken auf die gehörige Art gehabt hat, nochmals entweder durch Impfung oder auf andere Art, die natürlichen Blattern bekommen habe.“⁵⁹

Trotz wiederholter Erklärungen, welche Symptome bei einer erfolgreichen Impfung im weiteren Verlauf auftreten müßten, lag hier ein grundlegendes Problem. Pilger stellte ausdrücklich fest: „Impfen, und Kuh-

pockenpusteln verursachen, ist so leicht wie etwas unter der Sonne; allein den Gang der Krankheit beobachten, ihre Regelmäßigkeit beurtheilen, sie dem Individuellen nach vergleichen, dis ist Sache des Arztes.“⁶⁰ Mußten sich selbst Ärzte und Chirurgen mit der Vakzination und ihren verschiedensten Begleiterscheinungen vertraut machen, so waren medizinische Laien, auch wenn sie vielleicht, sei es aus Enthusiasmus für die gute Sache, sei es aus Mangel verfügbaren medizinischen Personals, selbst geimpft hatten, völlig überfordert. Der Ansatz, der sich in der Vision ausdrückte, daß die Mutter mit der Nähnadel ihr Kind vor den Pocken sichern werde⁶¹, hatte seine unabweisbaren Schwachstellen, die die Schutzimpfung selbst in Frage stellen konnten.

Für Hessen-Darmstadt wurde am 6. August 1807 eine Impfverordnung erlassen.⁶² Die Vorgeschichte zu dieser in Deutschland ersten gesetzlichen Regelung läßt sich nicht mehr eruieren.⁶³ Wenn der Redakteur der *Landzeitung* schreibt, mit der Überzeugung, „worauf noch zur Zeit der Fortgang der Schutzpockenimpfung einzig und allein beruht“, sei es eine eigene Sache, „sie kann von keiner Behörde befohlen, sondern sie muß durch Gründe und Thatsachen herbeigeführt werden“⁶⁴, so läßt sich daraus durchaus der unterschwellige Wunsch nach einem wirksameren Instrumentarium herauslesen. Das Impfgesetz stellt jedenfalls eine weitgehend adäquate Reaktion auf die praktischen Insuffizienzen dar. Es bestimmte unter anderem, daß auch in Gießen ein Impfinstitut errichtet werden sollte, dessen Aufgaben die Fortführung der von Hessert und Pilger eingeführten Praxis bedeuteten, nämlich Impfstoff bereitzustellen, jederzeit kostenlose Impfungen vorzunehmen sowie Anschauungsunterricht über die Vakzination anzubieten. Darüber hinaus wurden zweimal jährlich in allen Physikatsbezirken Impftage festgesetzt. Alle Impffähigen soll-

Großherzoglich Hessische Land- und Zeitungs.

Donnerstag, den 29. Oct. 1807. No. 130.

KÜNDIGUNG von Gottes Gnaden Großherzog von Hessen, Herzog
in Westphalen u. c.

Wiewohl schon seit geraumer Zeit die Schutzkraft der Kuhpocken gegen die Blattern durch unzählige Beispiele unwidersprechlich erwiesen ist, und darum zu erwarten gewesen wäre, daß die Kuhpocken-Impfung sich allgemein verbreiten, und von jedermann als eine der wohlthätigsten Entdeckungen anerkannt und befördert werden würde; so haben doch Vorurtheile, Easmseligkeit, und mancherlei eingerissene Unordnungen die Fortschritte dieser guten Sache, zum größten Nachtheil der Gesundheit und des Lebens so sehr gehemmt, daß an den natürlichen Blattern noch häufig viele Personen sterben, welche durch Impfung der Kuhpocken hätten gerettet werden können und sollen. Wir finden uns daher aus Landesväterlicher Fürsorge für unsere Unterthanen bewogen, folgende Verordnung zu erlassen.

§. 1. Indem Wir Uns überhaupt zu allen und jeden Unfern treuen Unterthanen versehen, daß sie nach ihren Kräften dazu beitragen werden, die Kuhpocken-Impfung zu fördern und zu verbreiten, machen Wir es insbesondere Unfern Beamten, öffentlichen Aerzten, Predigern, Schullehrern, und allen denjenigen, die vermög ihres Amtes oder sonstiger Verhältnisse die Gelegenheit dazu haben, zur Pflicht, ihrem Publico bei schid-

Abb. 4: Impfverordnung für Hessen-Darmstadt vom 6. 8. 1807, abgedruckt in der Großherzoglich Hessischen Land-Zeitung Nr. 130 vom 29. 10. 1807 (Präambel)

ten in jeweils aktualisierten Listen erfaßt werden und waren unter Strafandrohung gehalten, dem Aufruf zur Impfung Folge zu leisten. Diese durfte nurmehr ausschließlich durch medizinisches Personal, Ärzte und Chirurgen, durchgeführt werden. Gegebenenfalls mußte die Qualifikation als Impf- arzt durch eine entsprechende Prüfung erworben werden. Ganz entscheidend war die Bestimmung, daß der impfende Arzt acht oder neun Tage nach erfolgter Vakzination eine Kontrolluntersuchung vorzunehmen hatte. War die Schutzimpfung erfolgreich, so wurde ein Impfschein ausgestellt, anderenfalls mußte ein weiterer Versuch un- ternommen werden.

Mit der Impfverordnung war die Bekämp- fung der Pocken nicht mehr abhängig vom Engagement ihrer Befürworter und der Ein- sichtigkeit der Bevölkerung, sondern sie

wurde zu einem staatlichen Anliegen, das unter obrigkeitlicher Kontrolle stand. Damit war, unter einem ganz erheblichen organisa- torischen und verwaltungstechnischen Auf- wand, erstmals die Voraussetzung für eine konsequente Durchimpfung geschaffen. Dennoch traten auch in der Folgezeit immer wieder einzelne Pockenfälle auf, so daß die entsprechenden Häuser bzw. Wohnungen in Gießen unter Quarantäne gestellt wurden. Die dort angebrachte Tafel trug die warnen- de Aufschrift: „In diesem Hauße sind Men- schenblattern.“⁶⁵

Anmerkungen

¹ Vgl. Edward Jenner: An inquiry into the causes and effects of the Variolae Vaccinae, a disease discovered in some of the western Counties of England, particu- larly Gloucestershire, and known by the name of the Cow-Pox, London 1798.

- ² So sollen oft bis zu 40% der Patienten in Blindenanstalten infolge der Pocken erblindet sein (vgl. Annemarie Webering: Die Variola vera in der Geschichte der freien Reichsstadt Frankfurt (Main) und ihrer unmittelbaren Umgebung, Diss. med. Frankfurt/Main 1947, S.4).
- ³ Vgl. Bernhard Christoph Faust: Versuch über die Pflicht der Menschen, jeden Blatternkranken von der Gemeinschaft der gesunden abzusondern: und dadurch zugleich in Städten und Ländern und in Europa die Ausrottung der Blatternpest zu bewirken, Bückeburg 1794, S.11.
- ⁴ So [Karl] Neidhardt: Zur Jahrhundertfeier der Einführung der Schutzpockenimpfung im Großherzogtum Hessen. Ein Gedenkblatt, Darmstadt 1907, S.4.
- ⁵ Die erste Anzeige der Schrift findet sich im Archiv der Ärzte und Seelsorger wider die Pockennoth, hrsg. von Johann Christ. Wilhelm Juncker, 6. Stück, Leipzig 1798, S.278–280.
- ⁶ Das Giesser Intelligenzblatt gibt 1794 die Einwohnerzahl der Stadt Gießen mit 5720, des Oberamtes Gießen mit 16874 an (vgl. Nr.17 vom 26.4.1794, S.66).
- ⁷ Das zeigt die Durchsicht des Giesser Intelligenzblattes, das wöchentlich Angaben über Geborene und Beerdigte der Stadtkirche und der Burkgkirche enthält. Fast stereotyp ist die Anmerkung: „starb an den Blattern“ (vgl. etwa Nr.24 vom 16.6.1792, S.104; vgl. Nr.20 vom 14.5.1796, S.78). Auch sind nicht immer die Todesursachen angegeben, wenn aber mit einer derart signifikanten Häufigkeit Kinder verzeichnet werden, ist zu vermuten, daß es sich in den meisten Fällen um Pockentote handelt. Obgleich die Angaben über die beiden Kirchsprengel sicher nicht vollständig sind (vgl. dazu die Ausführungen in Nr.10 vom 10.3.1798, S.38), können sie doch als eine repräsentative Aussage über die Situation in Gießen gewertet werden.
- ⁸ Vgl. ebd., Nr.1 vom 7.1.1797, S.4.
- ⁹ Vgl. ebd., Nr.1 vom 3.1.1801, S.4.
- ¹⁰ Vgl. Archiv für Kuh- oder Schutzpocken-Impfung, Stück 1–3, 1. St. hrsg. von C.G.C. Müller, F.F. Hessert und Fr. Pilger, 2.–3. St. hrsg. von F.F. Hessert und Fr. Pilger, Gießen, Darmstadt 1801 [im folgenden: Archiv], 1. St., S.29.
- ¹¹ (Franz) Hessert und (Friedrich) Pilger: Einige Worte an das Publikum über die Kuhpocken und deren Impfung, Giessen 1800 [im folgenden: Einige Worte an das Publikum], Einleitung.
- ¹² Vgl. Hessisches Staatsarchiv Darmstadt, Abt. E 6 B, Nr. 28/23.
- ¹³ Vgl. die Rez. der Schrift: Einige Worte an das Publikum [wie Anm. 11] in der Medicinisch-chirurgischen Zeitung, Innsbruck, Bd.3, 1801, No.53, S. 29–30.
- ¹⁴ Vgl. Einige Worte an das Publikum [wie Anm. 11], S.17/8.
- ¹⁵ Mit derselben Intention machte auch einer der führenden Impfarzte in Berlin, Johann Immanuel Bremer, Impfversuche mit Tieren. Während er einer Kuh zwar nicht die Pferdemauke inokulieren konnte, womit Jenners These angezweifelt werden mußte, die Kuhpocken leiteten sich von eben jener Pferdekrantheit ab, die auf die Kuh übertragen werde, konnte er ihr die Kuhpocken einimpfen. Am 8. Tag gewinnt er durch Entnahme der „wasserhellen Feuchtigkeit“ aus den Pusteln am Euter der Kuh Impfstoff, um damit Kinder zu vakzinieren (vgl. J.J. Bremer: Die Kuhpocken. Kurzgefaßte Übersicht dessen, was wir von der Geschichte, von dem Verlauf und der Wirkung der Kuhpocken glaubwürdig wissen, und was in Berlin angestellte Erfahrungen und Versuche darüber gelehrt haben. Für Eltern und Nichtärzte. Nebst einer vollständigen Beschreibung der Impfungs-Methode. Mit einer nach der Natur ausgemahlten Kupfertafel, 2. Aufl. Berlin 1804, S.58).
- ¹⁶ Diese Sorge wird vor dem Hintergrund verständlich, daß Gießen noch sehr landwirtschaftlich ausgerichtet war: In der Stadt wurden 1791 fast so viel Stück an Groß- und Kleinvieh gezählt wie ihre Einwohnerzahl ausmachte (vgl. Giesser Intelligenzblatt Nr.19 vom 12.5.1792, S.82). Die zentrale Bedeutung der Viehwirtschaft für den Lebensunterhalt der Bevölkerung dokumentiert sich auch darin, daß im Giesser Anzeigungsblatt immer wieder Artikel erscheinen, die sich mit der Gesundheit des Hornviehs beschäftigen, Anleitungen zur Verhütung von Viehseuchen geben oder Maßnahmen zur Behandlung von Viehkrankheiten nennen.
- ¹⁷ Vgl. Acten der Großherzoglich Hessischen Medicinischen Facultät zu Giessen, Classe: Functionen als Medicinal-Colleg. Ordn.: Gutachten. Abth.: Medicinalpolizeiliche Gutachten. Betr.: Die Pockenimpfung des Prof. Hessert an einer Kuh (Universitätsarchiv Gießen, Med F 2).
- ¹⁸ Vgl. Einige Worte an das Publikum [wie Anm. 11], S.18.
- ¹⁹ Zit. nach Adolf Müller: Aus den Kämpfen um die Kuhpockenimpfung (1800), in: Hessisches Ärzteblatt 4, 1929, S.106. – Müller zitiert auszugsweise aus Archivalien des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt, die später durch Kriegseinwirkung zerstört worden sind.
- ²⁰ Vgl. Giesser Anzeigungsblättchen Nr.44 vom 22.11.1800, S.174 sowie Hessen-Darmstädtische Land-Zeitung [im folgenden: Landzeitung] Nr.141 vom 25.11.1800.
- ²¹ Sammlung von Nachrichten, Beobachtungen und Erfahrungen über die Kuhpocken-Impfung aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen, eigenen Wahrnehmungen und Beobachtungen versehen von Professor Hessert und Hauptmann Pilger, Gießen 1801, S.71, Anm.30.

- ²² Vgl. Einige Worte an das Publikum [wie Anm. 11], S.33/4.
- ²³ Vgl. Archiv [wie Anm. 10], 1. Stück, 1800, S.89. Diese Broschüre wurde von zahlreichen Persönlichkeiten Gießens wie Ärzten, Professoren, Superintenden, Hofräten etc. unterstützt, 1801 erschien eine 2. Aufl. Auch das Archiv [wie Anm. 10] diente dazu, über den aktuellen Stand der Erkenntnisse zu informieren und den Fortgang der Impfung in der näheren und weiteren Umgebung mitzuteilen.
- ²⁴ Auch publizistisch sind sie sehr rühmig: Es erscheint das Archiv [wie Anm. 10] sowie die Sammlung von Nachrichten, Beobachtungen und Erfahrungen über die Kuhpocken-Impfung [wie Anm. 21]. Und sie nutzen lokale und überregionale Zeitungen wie die Landzeitung oder den Reichsanzeiger, um hier immer wieder einzelne Artikel zu platzieren.
- ²⁵ Vgl. Landzeitung Nr.146 vom 6. 12. 1800.
- ²⁶ Vgl. ebd., Nr.150 vom 16. 12. 1800.
- ²⁷ Vgl. Auszüge aus Briefen des Hrn. Rath Rayß zu Gießen an den Hrn. Regiments-Chirurgus Möller zu Cassel, in: Annalen der Kuhpocken-Impfung zur Verbannung der Blattern, herausgegeben von Philipp Hunold, Bd. 1, Fürth 1803, S.172–175.
- ²⁸ Vgl. Giesser Anzeigungs-Blättchen Nr.52 vom 27.12.1800, S.194/5: „Eine nötige Erinnerung wegen der Kuhpocken“.
- ²⁹ Vgl. Landzeitung Nr.156 vom 30.12.1800.
- ³⁰ „Die Landzeitung hat bisher jede Veranlassung ergriffen, ihre Leser von der schützenden Kraft der Kuhpocken zu überzeugen“, so der Redakteur der Zeitung in Nr.91 vom 24.7.1804.
- ³¹ Vgl. Landzeitung, Nr.4 vom 8.1.1801.
- ³² Eine Aufstellung derjenigen auswärtigen Ärzte, die von Gießen aus mit Impfstoff versorgt wurden, um mit der Vakzination beginnen zu können, findet sich im Archiv [wie Anm. 10], 1. St., S.91.
- ³³ Vgl. ebd., S.90.
- ³⁴ Landzeitung, Nr.101 vom 25.8.1801.
- ³⁵ Genannt werden die Dörfer Winnerod und Bersrod (vgl. ebd., Nr.51 vom 28.4.1801), Buseck (vgl. Archiv [wie Anm. 10], 1. St., S.30) sowie Kleinlinden (vgl. Landzeitung, Nr.107 vom 8.9.1801).
- ³⁶ Als eindrucksvolles Beispiel wird das Engagement des Pfarrers Klingelhöfer in Thalitter genannt, der auf diese Weise 171 Impfungen anregte, die er selbst vornahm! (vgl. seinen Bericht in der Landzeitung, Nr.54 vom 5.5.1801; vgl. auch Auszug eines Schreibens der Frau Pfarrerin Klingelhöfer zu Thalitter an die Rätin Cnyrim zu Cassel, in: Annalen der Kuhpocken-Impfung [wie Anm. 27], 1. Bd., Fürth 1803, S.176–178; Archiv [wie Anm. 10], 1. St., S.33–35).
- ³⁷ Das wirft übrigens ein deutliches Licht auf die damaligen Wohnverhältnisse, die es oftmals nicht zuließen, infektiöse Kranke in einem eigenen Zimmer zu isolieren. Diese Situation wird ebenfalls belegt, als in Gießen 1830/31 Maßnahmen gegen die von Osten her drohende erste große Choleraepidemie vorbereitet werden. Eine offizielle Bestandsaufnahme ergibt eine lange Liste von Einwohnern, „welche in zu engen Wohnungen sich befinden“ (vgl. Stadtarchiv Gießen, L 1356).
- ³⁸ Landzeitung, Nr.107 vom 8.9.1801.
- ³⁹ Vgl. ebd.
- ⁴⁰ Vgl. ebd.
- ⁴¹ Vgl. etwa das Schreiben des Pfarrers von Etzenborn im Amt Neuengleichen vom 22. Sept. 1804 an den Kurhessischen Kurfürst (Hessisches Staatsarchiv Marburg, 5. Hess. Geheimer Rat 1217, fol. 61/2).
- ⁴² So etwa Schwabe in der Landzeitung, Nr.107 vom 8.9.1801.
- ⁴³ Vgl. Archiv [wie Anm. 10], 2. u. 3. Stück, S.145.
- ⁴⁴ Man glaubte, dieser gelange durch in der abgetrennten Nabelschnur verbliebenes mütterliches Blut in den Körper des Neugeborenen, weshalb es bei den Hebammen die Praxis gab, das Ende der Nabelschnur auszustreichen, ehe sie versorgt wurde (vgl. etwa Sue des Jüngern gelehrte und kritische Versuche einer Geschichte der Geburtshilfe, oder Untersuchungen über die Gebräuche, Sitten und Gewohnheiten der Ältern und Neuern bey den Niederkünften ihrer Frauen, in gleichen über die Einrichtung der Hebammen, der Geburtshelfer und der Ammen von Beyden. 2 Bde, aus dem Französischen, Altenburg 1786/7, Bd.1, S.10–12).
- ⁴⁵ Es sei hier auf Frankfurt verwiesen, wo noch 1806 derartige Vorstellungen präsent waren (vgl. A. Webering [wie Anm. 2], S.13/4).
- ⁴⁶ Dieses Argument wurde besonders von den dezidierten Kritikern der Impfung kolportiert. So sprach etwa Marcus Herz von der „Brutalimpfung“ (vgl. Marcus Herz: Über die Brutalimpfung und deren Vergleichung mit der humanen, 2., verb. Abdruck Berlin 1801).
- ⁴⁷ Vgl. Archiv [wie Anm. 10], 2. u. 3. St., S.113–115.
- ⁴⁸ Joh[ann] Val[entin] Müller: Beweis, daß die Kuhpocken mit den natürlichen Kinderblattern in keiner Verbindung stehen, und also ihre Einimpfung kein untrügliches Verwahrungsmittel gegen die natürlichen Blattern seyn könne. Dem Publikum zur Beherzigung gewidmet, Frankfurt am Main 1801.
- ⁴⁹ Die Pocken wiesen eine kontagiöse Ansteckungsform auf, die Kuhpocken dagegen stuft er als Miasma ein (vgl. ebd., S.35–38). Auch sei der Krankheitsverlauf völlig verschieden: während die Pocken eine Allgemeinerkrankung mit schweren Symptomen darstellten, seien die Kuhpocken lokal begrenzt und harmlos (vgl. ebd., S.39–41).
- ⁵⁰ Vgl. Archiv [wie Anm. 10], 1. St., S.70/1.
- ⁵¹ Vgl. ebd., S.79.
- ⁵² Vgl. Pilger in seiner Auseinandersetzung mit Müller in der Landzeitung, Nr.40 vom 2.4.1801.

- ⁵³ Die Polemik richtet sich speziell gegen die von dem Schotten John Brown entwickelte Reiztheorie, ein System, in dem alle Krankheiten als sthenische oder asthenische qualifiziert und als Reaktionen auf unterschiedliche äußere Reizpotentiale auf den Körper aufgefaßt wurden. Der Brownianismus hatte um 1800 auch in Deutschland zahlreiche Anhänger.
- ⁵⁴ Vgl. ebd., S. 50/1.
- ⁵⁵ Vgl. auch den Artikel „Nachricht von Kuhpocken“ im Giesser Anzeigungs-Blättchen, Nr. 13 vom 28. 3. 1801, S. 51. Hier verweist Pilger darauf, daß eine detailliertere Widerlegung demnächst in der Landzeitung, dem Reichsanzeiger, dem Hamburger Correspondenten und im Archiv für Kuhpockenimpfung zu lesen sein werde.
- ⁵⁶ Auch Hessert und Pilger waren mit solch niederen Motiven konfrontiert, wie sich aus zahlreichen Andeutungen ergibt. So merkt Pilger an, man habe auf mancherlei Art den Plan verfolgt, sie beide auseinanderzubringen (vgl. Archiv [wie Anm. 10], 1. St., S. 74, Anm.). Überhaupt hatten beide in Gießen einen schweren Stand, wie sich aus der Durchsicht der vorhandenen Akten ergibt (vgl. Hessisches Staatsarchiv Darmstadt, Abt. E 6 B, Nr. 28/23 sowie Abt. E 6 B, Nr. 28/25). Bereits 1803 hatte Hessert Gießen verlassen und hielt sich in Straßburg auf. Nachdem er vergeblich zur Rückkehr aufgefordert worden war, wurde er schließlich wegen Vernachlässigung seines Amtes mit Ablauf des Jahres förmlich aus dem Universitätsdienst entlassen. Pilger wurden Versäumnisse in der Versorgung der ihm übertragenen Ämter, speziell in der Aufsicht des landesherrlichen Kornspeichers, vorgeworfen, die sich aus der gleichzeitigen tierärztlichen Praxis Pilgers ergaben, auf die er aus finanziellen Gründen angewiesen war. Schließlich wurden ihm diese Aufgaben entzogen, seine Bitte um eine andere Versorgung in landesherrlichen Diensten wurde nicht erfüllt. Pilger verließ Gießen im Oktober 1806 und folgte einem Ruf als Professor der Tierarzneykunde in Rußland.
- ⁵⁷ Vgl. den Artikel von Hessert und Pilger in der Landzeitung, Nr. 101 vom 25. 8. 1801.
- ⁵⁸ Die Beobachtung, daß nach einer einmaligen Impfung der Schutz allmählich nachließ und nach mehreren Jahren eine Auffrischung erforderlich war, ergab sich erst später. Die Frage der Revakzination wird 1828 intensiv diskutiert (vgl. Acten der Großherzoglich Hessischen Medicinischen Facultät zu Giessen betr. die an verschiedenen Orten ausgebrochenen Menschenblattern und die Frage: Ob durch Wiederholung der Schutzpockenimpfung bei denselben Personen von 10 zu 10 Jahren dieses Übel verhütet werden könne? (1828–1832) [Universitätsarchiv Gießen, Med F 2]).
- ⁵⁹ Landzeitung, Nr. 101 vom 25. 8. 1801.
- ⁶⁰ Archiv [wie Anm. 10], 1. St., S. 7.
- ⁶¹ Vgl. G. F. Ballhorn, C. F. Stromeyer: Fortgesetzte Nachrichten über die in Hannover angestellten Versuche mit der Kuhpockenimpfung, in: Neues Hannöverisches Magazin, 69. Stück, Hannover 1800, Sp. 1299.
- ⁶² Abgedruckt in der Landzeitung, Nr. 130 vom 29. 10. 1807. Vgl. auch Das Medicinalwesen des Großherzogthums Hessen in seinen gesetzlichen Bestimmungen. Dargestellt von Ferd. Aug. Max. Fr. von Ritgen, Bd. 2, Darmstadt 1842, S. 322–326.
- ⁶³ Nach den Ausführungen Neidharts hat eine Eingabe von B. Chr. Faust vom 10. 7. 1804 den Anstoß gegeben, worauf u. a. auch ein Gutachten der Gießener Fakultät erfolgt sei (vgl. [K.] Neidhart [wie Anm. 4], S. 6/7). Faust war ein engagierter Verfechter der Impfung in Schaumburg/Lippe, wo am 4. 10. 1808 ebenfalls ein Impfgesetz in Kraft trat.
- ⁶⁴ Vgl. Landzeitung, Nr. 91 vom 31. 7. 1804.
- ⁶⁵ Vgl. Stadtarchiv Gießen L 1356, Abt. XVII/11.

Dramatischer Diskurs und Postmoderne. Spanisches Gegenwartstheater zwischen Neorealismus und Avantgarde

Das spanische Theater nach dem Bürgerkrieg

Im spanischen Theater unter dem Franco-Regime lassen sich grosso modo zwei Phasen unterscheiden, denen sich jeweils ein durch inhaltliche und ästhetische Merkmale geprägter Generationsstil zuordnen läßt:

- die „Realistische Generation“ von den späten vierziger bis zur Mitte der sechziger Jahre
- die „Symbolistische Generation“ oder Generation des „Neuen Spanischen Theaters“ von der Mitte der sechziger bis zur Mitte der siebziger Jahre.

Die Vertreter beider Generationen verfolgen das Ziel, anspruchsvolle literarische Texte zu schaffen, in denen sie die jeweils dominierenden dramatischen Ausdrucksmöglichkeiten weiterentwickeln und mit Hilfe des ihnen eigenen dramatischen Diskurses allgemeinmenschliche oder gesellschaftliche Befindlichkeiten zur Darstellung bringen und problematisieren. Die Initiatoren und Wortführer der Realistischen Generation waren Antonio Buero Vallejo (Abb. 1) (*1916) und Alfonso Sastre (*1926), die ihr Werk in den fünfziger und sechziger Jahren vor allem in den Dienst einer ethischen Erneuerung des spanischen Nachkriegstheaters stellten. Gemeinsam war ihnen eine engagierte kritische Auseinandersetzung mit den politischen und sozialen Problemen der Gegenwart und der Geschichte ihres Landes, wobei sie zumindest bis in die Mitte der sechziger Jahre hinein in ihrer Gestaltungsweise weitgehend in der Tradition des realistischen Theaters verblieben, während sie diese in den folgenden Jahren durch Techniken grotesker Verfrem-

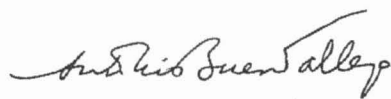


Abb. 1: Antonio Buero Vallejo (*1916), der bedeutendste Vertreter des spanischen Gegenwartstheaters

dung und die wachsende Einbeziehung nichtsprachlicher theatralischer Zeichen zu erweitern versuchten.

Diese Tendenz zum Experiment führten die Vertreter der Generation des Neuen Spanischen Theaters im letzten Jahrzehnt des Franco-Regimes in einer radikalisierten Weise weiter. Während sie die Funktion des Theaters als Mittel gesellschaftlicher Demaskierung und sozialen Protestes beibehielten und zum Teil sogar noch verstärkten, lehnten sie ein Verständnis des Theaters als realistische Widerspiegelung der Wirklichkeit ab. Das „Nuevo Teatro Español“ ist ein antirealistisches, experimentelles Theater, das die Suche nach neuen theatralischen Ausdrucksmitteln über die Vermittlung einer Botschaft stellt. Es ist ein antiliterarisches Theater, das in der Sprache nur eine unter anderen Ausdrucksmöglichkeiten sieht, der die non-verbalen Codes gleichberechtigt zur Seite treten, und das eine Auseinandersetzung mit den verschiedenen avantgardistischen Formen des zeitgenössischen europäischen und amerikanischen Theaters anstrebt.

Beiden Generationen gemeinsam war eine weitgehende Marginalisierung innerhalb des spanischen Theaterbetriebs, die auf die politischen Umstände im Franco-Spanien und vor allem auf die scharfen Zensurbestimmungen des frankistischen Staates zurückzuführen sind. Zu Recht hat die Kritik beide daher als „verlorene Generation“ und ihre dramatische Produktion als ein „zum Schweigen verurteiltes Theater“ bezeichnet. Der spanische Bürgerkrieg (1936–1939) hatte in der Tat auch für das Theater eine scharfe Zäsur bedeutet, die die hoffnungsvolle Entwicklung des spanischen Dramas im frühen 20. Jahrhundert und seine Anpassung an die europäischen Avantgardebewegungen abrupt gestoppt und es um Jahre zurückgeworfen hatte. Die großen Reformer der zwanziger und dreißiger Jahre – wie Miguel de Unamuno, Ramón María del Valle-Inclán und Federico García Lorca – waren tot oder mußten – wie Rafael Alberti, Max Aub und Alejandro Casona – ins ausländische Exil gehen. Nicht besser erging es zahlreichen

Neuerern der jungen Generation, für die Fernando Arrabal (*1932) stellvertretend genannt sei. Trotz der beharrlichen Erneuerungsbemühungen der Generation Buero Vallejos und Sastres wurde die innerspanische Dramenproduktion bis zum Ende des Franco-Regimes weitgehend von den verschiedensten Formen eines Unterhaltungs- und Evasionstheaters beherrscht, unter denen vor allem pseudokritische Gesellschaftsdramen und gehobene Salonstücke hervorstachen. In ihrer ästhetischen wie inhaltlichen Konventionalität trugen sie weder zur Erneuerung noch zur Weiterentwicklung des dramatischen Diskurses noch zur Auseinandersetzung mit den Problemen der politischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit des Nachkriegsspanien bei. Es waren vielmehr Stücke der Flucht und Evasion, nicht aber der Auseinandersetzung mit den bedrückenden Problemen eines von politischer Unterdrückung und wirtschaftlicher Not geprägten Landes.

Das neue Theater im demokratischen Spanien

Der von allen erwartete Aufbruch des Theaters nach dem Tod Francos im Jahre 1975 blieb zunächst aus. Weder die Angehörigen der Realistischen Generation noch diejenigen des Neuen Spanischen Theaters konnten das Schicksal, einer verlorenen und totgeschwiegenen Generation anzugehören, wenden. Weder entsprachen die unter Zensurbedingungen entstandenen Texte der neuen Situation, noch war das Publikum vor allem auf eine Aufnahme der experimentellen Stücke der späten sechziger und frühen siebziger Jahre vorbereitet. Erst zu Beginn der achtziger Jahre erlebte das spanische Theater einen allmählichen Aufschwung, der nun aber einer neuen Generation junger Autoren zugute kam, die den Bürgerkrieg und in der Mehrzahl auch die ersten Jahre der Nachkriegszeit nicht mehr persönlich erlebt hat-

ten. Seit Anfang der achtziger Jahre melden sich vermehrt jüngere Autoren zu Wort, deren Texte vielversprechende Ansätze für eine Weiterentwicklung des spanischen Dramas erkennen lassen. Unter ihnen nehmen José Sanchis Sinisterra (*1940), José Luis Alonso de Santos (*1942) und Fermín Cabal (*1948) einen besonderen Platz ein. Zu ihnen gehören ferner Autoren wie Josep María Benet i Jornet (*1940), Carmen Resino (*1941), Concha Romero (*1949), Sebastián Junyent (*1948), Ignacio Amestoy (*1949), Ernesto Caballero (*1957), Ignacio del Moral (*1957), Paloma Pedrero (*1957), Antonio Onetti (*1962), Sergi Belbel (*1963), Alfonso Plou (*1964), Ignacio García May (*1965) und andere (Abb. 2). Wie die Auflistung zeigt, sind unter ihnen erstmals in der spanischen Dramengeschichte gleich mehrere Autorinnen vertreten. Neben

dem Roman erobern sich die Schriftstellerinnen allmählich auch das Theater.

Obwohl Klassifizierungsversuche bei lebenden Autoren, die sich zum Teil noch auf der Suche nach ihrem eigenen Stil befinden, besonders problematisch sind, ist doch bei der Mehrzahl der genannten Dramatiker das Bewußtsein zu erkennen, einer neuen Generation anzugehören und ein neues Texttheater zu produzieren, das durch mancherlei ästhetische und thematische Gemeinsamkeiten geprägt ist. Aus Platzgründen muß ich mich hier mit einer kurzen Auflistung der wichtigsten Merkmale begnügen:

- ideologische Desillusionierung
- Verzicht auf unmittelbares politisches und soziales Engagement
- Poetik des Alltäglichen und des Privaten
- Dominanz realistischer Verfahrensweisen

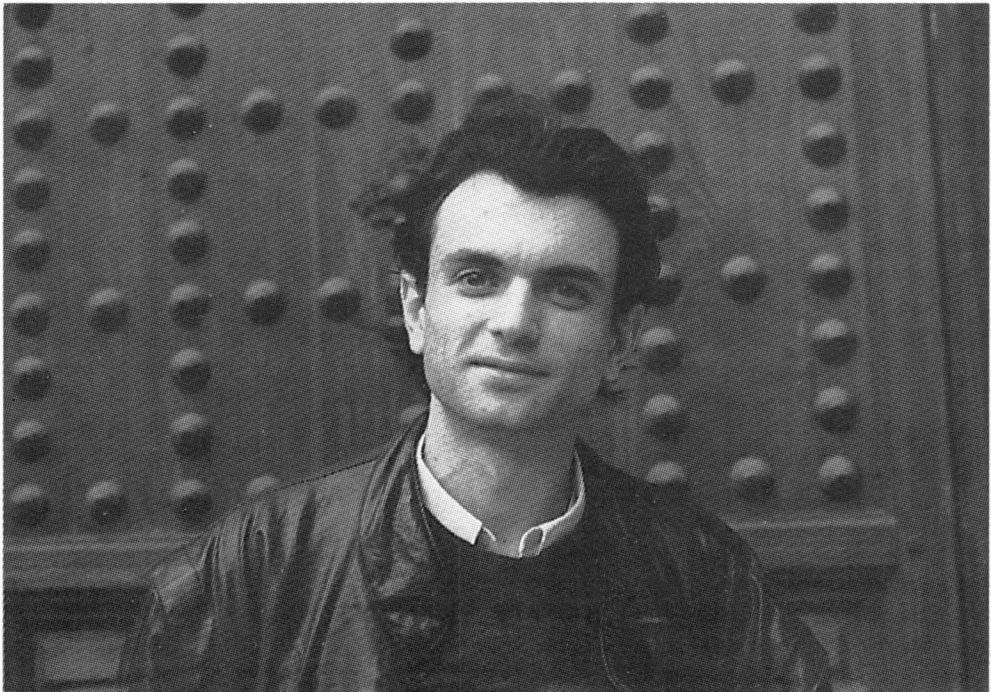


Abb. 2: Ernesto Caballero (*1957), ein Vertreter der jungen Generation

- Bemühen um Verständlichkeit und Suche nach einem breiten, vor allem jugendlichen Publikum
- Tendenz zu unterschiedlichen Formen von Komik
- Übernahme kinematographischer Techniken
- Aufhebung der Grenzen von Fiktion und Wirklichkeit
- Tendenzen zum Metatheater und zur Intertextualität.

In dem folgenden Beitrag geht es dagegen vor allem darum, der Frage nachzugehen, inwieweit die aufgeführten Merkmale der Wirklichkeit des internationalen Gegenwartstheaters entsprechen. Dies läuft letztlich auf die Diskussion der Modernität des spanischen Theaters im internationalen Vergleich hinaus oder mit anderen Worten auf die Diskussion des Verhältnisses des spanischen Gegenwartstheaters zur Postmoderne, da die Literatur und das Theater der beiden letzten Jahrzehnte zunehmend unter diesem Vorzeichen diskutiert werden. Im folgenden sollen also einige der erwähnten Merkmale mit den für die Postmoderne charakteristischen Aspekten konfrontiert werden.

Das spanische Gegenwartstheater und die Postmoderne

Es ist hinlänglich bekannt, daß der Begriff der Postmoderne ein reichlich vages Konzept darstellt. In den letzten Jahren hat Alfonso de Toro ihn auf das Theater anzuwenden und ihn zugleich zu präzisieren und zu konkretisieren versucht.¹ De Toro arbeitete dabei vier unterschiedliche Typen eines postmodernen Theaters heraus:

- ein multimediales/intermediales Theater
- ein gestuales/kinesisches Theater
- ein dekonstruktionistisches Theater
- ein traditionalisierendes restauratives/historisierendes dekonstruktionistisches Theater.

Im Anschluß an Arbeiten von June Schlueter und Erika Fischer-Lichte postuliert er Kriterien wie Ambiguität, Polyvalenz, Unbestimmtheit, Heterogenität, Deformation, Dekonstruktion, Fragmentierung, Montage, Selbstreferentialität, Nichttextualität, Theatralität, Intertextualität und Interkulturalität als wesentliche Merkmale eines postmodernen Theaters. Die entscheidenden Merkmale eines postmodernen Theatermodells sind für ihn jedoch stets dessen antimimetischer, autoreferentieller, antitextueller und multimedialer Charakter. Zumindest die beiden letzten Kriterien entsprechen keineswegs der Wirklichkeit der dramatischen Produktionen im Spanien der letzten beiden Jahrzehnte. Die Wiederaufwertung des dramatischen Textes sowie die Dominanz neorealistischer Konzepte in der theatralischen Wirklichkeitsmodellierung stehen in offenem Widerspruch zu dem Paradigma eines multimedialen Theaters, in dem die Funktion des Textes sich allein auf diejenige eines Prä-Textes reduzieren soll. Im spanischen Gegenwartstheater kann kaum von einem Paradigmawechsel von einem mimetisch-referentiellen zu einem multimedial-autoreferentiellen Theatermodell gesprochen werden. Diese Feststellung bedeutet freilich nicht eine hoffnungslose Rückständigkeit des spanischen Theaters im Vergleich zur internationalen Entwicklung. Vielmehr scheint es mir erforderlich, das Modell de Toros zu problematisieren. In seinem verdienstvollen Versuch, den verwaschenen Begriff der Postmoderne zu konkretisieren, hat er ihn in ein ästhetisches Konzept verwandelt, das nur einen Teil der theatralischen Produktion der beiden letzten Jahrzehnte zu erfassen vermag. Dabei handelt es sich um das Theater, das in der Tradition der historischen Avantgarde sowie vor allem des Regietheaters der sechziger und siebziger Jahre steht. De Toro übersieht die Tatsache, daß das Regietheater seinen Höhepunkt längst überschritten hat und daß die Wiederaufwertung des dramati-

schen Textes seit den achtziger Jahren ein internationales Phänomen darstellt.² Der dramatische Text spielt heute selbst bei überzeugten Anhängern der Gemeinschaftsproduktion wie Santiago García in Kolumbien, Ariane Mnouchkine in Frankreich oder Albert Boadella in Spanien wieder eine wesentlich größere Rolle als noch vor zwanzig Jahren. Vom „Ende des mimetisch-referentiellen Theaters“, wie de Toro dies nahelegt, kann also in der Postmoderne keine Rede sein (Abb. 3).

Bei dem heutigen Stand der Diskussion läßt sich der Begriff der Postmoderne (noch) nicht als klar eingrenzbares ästhetisches Konzept definieren, ohne notwendigerweise zu einer einseitigen und verengten Auswahl innerhalb der literarischen und künstlerischen Produktion zu führen. Selbst als Epochenbegriff ist er überfordert.³ Man wird sich wohl weiterhin darauf beschränken müssen, ihn im Sinne Lyotards als „condition postmoderne“⁴ zu definieren, als philosophisch-weltanschauliches Theorem, vor dessen Hintergrund die Literatur und auch das Theater in ihren unterschiedlichen ästhetischen Ausprägungen seit Mitte der siebziger Jahre gelesen und verstanden werden können. „Orientiert man sich am geschichtlichen Kontext, so erscheint es sinnvoll“, schreibt Viktor Žmegač, „Postmoderne“ als Generalnenner für einen Zustand zu begreifen und nicht als Benennung für eine programmatisch definierbare Bewegung.“⁵ Ferner scheint sich in jüngster Zeit mehr und mehr ein Konsens darüber herauszubilden, daß der entscheidende ästhetische Paradigmawechsel nicht in den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts, sondern zu Beginn des 20. Jahrhunderts anzusetzen ist, da – wie gerade auch die Beiträge de Toros zeigen – vor allem die historische Avantgarde zahlreiche Merkmale der Postmoderne bereits vorweggenommen hat. Seit Lyotard und Welsch wird die Postmoderne nicht mehr so sehr als Gegenmodell zur Moderne des 20.

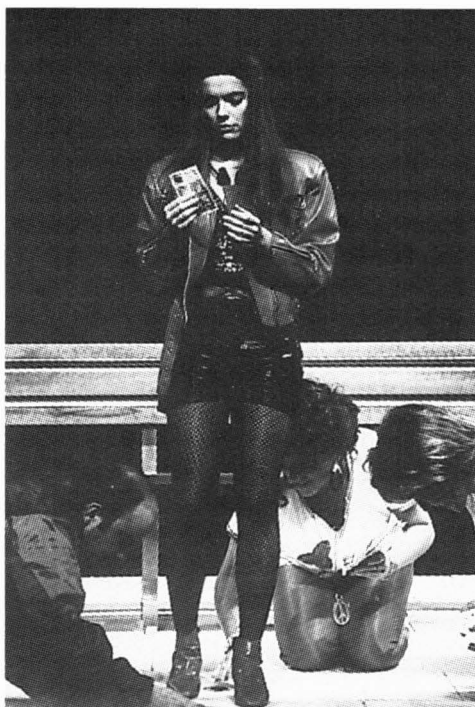


Abb. 3: Szenenfoto aus Ernesto Caballeros Drama *Gericht*

Jahrhunderts, sondern eher als deren Weiterführung und Radikalisierung verstanden.⁶ Neu ist dagegen die jeweilige Funktionalisierung der überkommenen Kategorien vor einem gewandelten historischen und weltanschaulichen Hintergrund.⁷ In diesen weit gefaßten Rahmen eines postmodernen Weltverständnisses lassen sich auch die Mehrzahl der spanischen Theaterproduktionen der achtziger und neunziger Jahre sowie zahlreiche Phänomene der internationalen Theaterentwicklung einordnen, die der engen Definition de Toros zum Opfer gefallen sind. Ich möchte einige der zentralen Kategorien des postmodernen Weltverständnisses auflisten und sie zugleich zu einigen inhaltlichen und ästhetischen Merkmalen des zeitgenössischen Theaters in Spanien in Beziehung setzen.

Entscheidend für das postmoderne Weltverständnis ist die weitgehende Enthistorisierung, Entideologisierung und Entpolitisierung des Denkens, der Verlust des Glaubens an die Existenz allgemeinverbindlicher Werte, an philosophische, ideologische oder politische Heilsbotschaften, an eine sinnstiftende Einheit des Geschichtsverlaufs, kurz das, was Lyotard als „incrédulité à l'égard des méta-récits“ bezeichnet hat.⁸ Die Folge ist ein radikaler ideologischer und erkenntnistheoretischer Relativismus. Die Folgen für die Literatur sind auch im spanischen Theater der letzten beiden Jahrzehnte deutlich erkennbar. Die Generation Cabals und Sanchis Sinisterras versteht sich nicht mehr wie diejenige Buero Vallejos als Gewissen der Nation, als normgebende Instanz. Politisches Engagement, missionarischer Eifer, ideologische Belehrung, kämpferisch-aggressive Gesellschaftskritik oder die Entwicklung utopischer Zukunftsträume sind dem zeitgenössischen Theater weitgehend fremd. Dahinter stehen kein Desinteresse an politischen und gesellschaftlichen Problemen, keine Unfähigkeit zum Leiden an einer als unbefriedigend empfundenen gesellschaftlichen Wirklichkeit und auch kein zynischer Verzicht auf das „unvollendete Projekt Moderne“⁹, sondern eher Verunsicherung und Ratlosigkeit gegenüber allgemein verbindlichen Lösungs- und Bewältigungsstrategien. Man ist in der Beurteilung sozialer Mißstände und individueller Verhaltensweisen zurückhaltender und vorsichtiger geworden und verzichtet vor allem auf die Propagierung utopischer Modelle mit Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Die Hilflosigkeit gegenüber einer nicht mehr durchschaubaren und zumal nicht mehr steuerbaren komplizierten Wirklichkeit führt häufig auch zu einer scheinbar teilnahmslosen Distanz gegenüber einem Geschehen, das nur noch mit schwarzem Humor, sarkastischer Komik, gespielter Gleichgültigkeit und kameraartiger Objektivität gestaltet wird. Der weitge-

hende Verzicht auf unmittelbares politisches und gesellschaftliches Engagement wird andererseits auch als Befreiung empfunden, die den Blick auf eine unerschöpfliche Vielfalt kreativer Optionen freisetzt, die nicht mehr dem Zwang einer wie auch immer gearteten Indienstnahme und Funktionalisierung unterliegen.

Der Verlust des Glaubens an gesellschaftliche Utopien und erkenntnisstiftende philosophische Theorien führt ferner zu einem Rückzug in die Sphäre des Privaten, des Alltäglichen, des Nebensächlichen. Buero Vallejos Modell eines historischen Dramas, in dem die großen gesellschaftlichen Kollisionen der nationalen Geschichte analysiert und in ihren Auswirkungen auf den gesellschaftlichen Zustand der Gegenwart befragt wurden, hat seit den achtziger Jahren seine dominierende Stellung verloren. Die Geschichte wird durch die privaten Alltagsprobleme der dramatischen Figuren ersetzt. Selbst dort, wo das Theater weiterhin historische Themen und Figuren aufgreift, geht es nicht mehr um das Verständnis eines sinnhaften Geschichtsprozesses oder gar die Entwicklung eines zusammenhängenden geschichtlichen Konzepts, sondern um die Gestaltung historischer Einzelschicksale, um die Übertragung privater Probleme auf historische Figuren oder um die Modellierung geschlechtsspezifischer Verhaltensmuster in unterschiedlichen historischen Epochen und Gesellschaften. Dabei hat die Enthistorisierung des Denkens interessanterweise nicht zu einer Diskreditierung des Geschichtlichen, sondern – im Roman stärker als im Theater – zu einer Vorliebe für historische Themen geführt, wobei die Geschichte allerdings nur noch als Hintergrund für die Gestaltung der unterschiedlichsten Themen fungiert. Nachdem der Glaube an eine einheitliche geschichtliche Wahrheit und Ideologie des Geschichtsverlaufs abhanden gekommen ist, kann man sich die Geschichte beliebig selbst konstru-

ieren oder sie als unerschöpflichen Steinbruch ausschachten.

Allerdings interessiert sich gerade das zeitgenössische Theater stärker für die Gegenwart als Schauplatz zur Darstellung von Alltagsproblemen. Die Poetik des Alltäglichen wird vornehmlich anhand der Beziehungsprobleme privater, gesellschaftlich unbedeutender Figuren und Randgruppen verwirklicht. Subjektivität und Introspektion scheinen vor allem bei den weiblichen Autoren besonders ausgeprägt. Bei Dramatikerinnen wie Paloma Pedrero (Abb.4) entwickeln sich Identitätssuche und Beziehungsprobleme zwischen den Geschlechtern zu den beherrschenden Themen, wobei vor allem die sexuelle Identitätsfindung eine zentrale Rolle gewinnt.

Das Thema der Identitätssuche ist natürlich auch eine Folge der wachsenden Dekonstruktion des selbstbestimmten Individuums

im Verlauf des 20. Jahrhunderts, die im Zeitalter umfassender kommunikationstechnologischer Vernetzung und Simulation einen erneuten Höhepunkt erlebt hat. Nachdem im 19. Jahrhundert bereits der Glaube an Gott weitgehend abhanden gekommen war, hat im 20. Jahrhundert auch die Krone der Schöpfung abgedankt. Das Individuum hat nicht nur seine Persönlichkeit und Autonomie, sondern auch seine Identität verloren. Es existiert als funktionsloses Teil oder spielt eine beliebige Rolle in einem komplizierten, undurchsichtig gewordenen Netzwerk, dessen Mechanismen und dessen Sinn es nicht mehr versteht. Mit Rollenspielen und dabei zugleich mit der Suche nach der verlorenen Identität reagieren darauf die Figuren zahlreicher Stücke des zeitgenössischen Theaters in Spanien. Während für die Realistische Generation und das Neue Spanische Theater die dialektische Beziehung

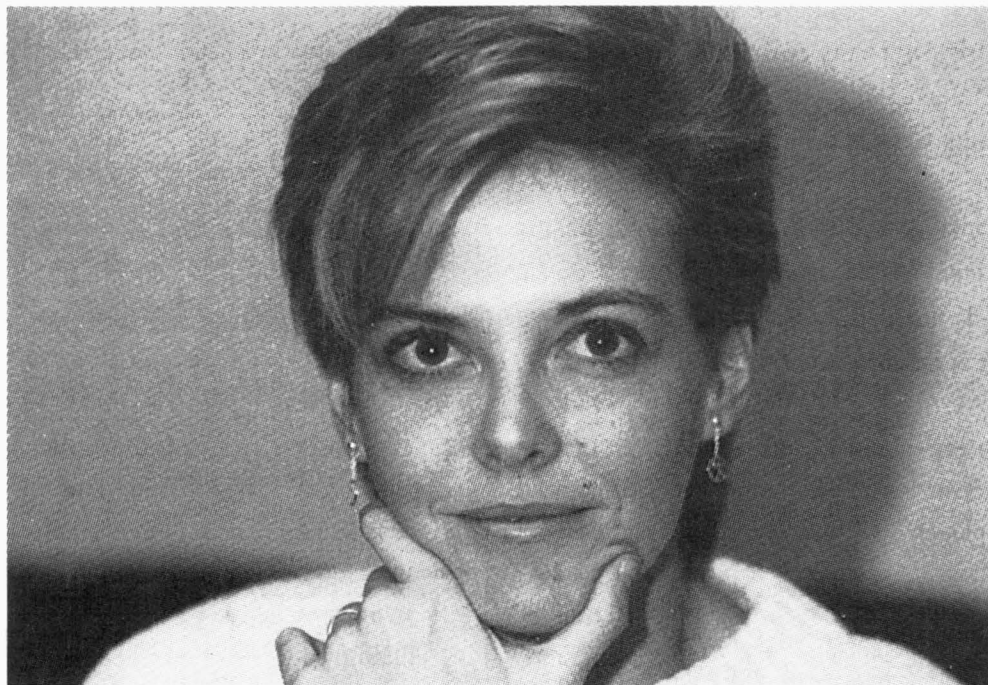


Abb.4: Paloma Pedrero (*1957), eine der bekanntesten spanischen Gegenwartsdramatikerinnen. Foto: Chicho

von privater und öffentlicher Sphäre im Zentrum des Interesses stand, verlagert sich dieses in den achtziger Jahren zum Teil radikal ins Private.

Persönlichkeits- und Identitätsverlust ziehen notwendigerweise die Unmöglichkeit psychologischer Analyse nach sich. Auch die gleichfalls in der historischen Avantgarde begonnene Entpsychologisierung der dramatischen Figuren hat in der Postmoderne einen erneuten Höhepunkt erreicht. Dies wird gerade in den Stücken besonders deutlich, die auf hyperrealistische Darstellungsformen und entsprechendes Figurenverhalten zurückgreifen. Die Figuren in Belbels *Liebkosungen* und *Nach dem Regen* oder Cabals *Der Schuß löst sich von selbst* werden in ganz alltäglichen realistischen Situationen und Verhaltensweisen gezeigt. Doch in die normalen Verrichtungen des Alltags mischen sich übergangslos Aggression und Gewalt, ohne daß diese motiviert oder erklärt würden, ja gar ohne daß sie als „unnormal“ empfunden würden. Die Figuren reagieren wie teilnahmslose Automaten, bar jeglicher rationaler Logik und psychologischer Motivation. Wie das gesellschaftliche ist auch das emotionale Engagement der Figuren stark reduziert, mit der Folge, daß dem Rezipienten jegliche Identifikationsmöglichkeit genommen wird. Gewalt, Liebe, Essen, Töten, Schlafen, Rauchen etc. stehen unterschiedslos nebeneinander und vollziehen sich mit gleicher Selbstverständlichkeit und Indifferenz. Das realistische Verhaltensspiel der Figuren gewinnt eine maschinenartige, automatische, unwirkliche Qualität, das seine Entsprechung eher im simulierten Rollenspiel der Computerwirklichkeit als in der Alltagserfahrung findet, wobei beide Bereiche so nahe zusammengerückt sind, daß sie zum Teil nicht mehr unterschieden werden können.

Schwieriger sind die Konsequenzen der Postmoderne für das Wirklichkeitsverständnis und das Wirklichkeitsverhältnis des zeit-

genössischen Theaters in Spanien einzuschätzen. Bereits die Moderne hatte sich seit Baudelaire mit ihrem literarischen Autonomieanspruch von der aristotelischen Abbildfunktion gelöst. Aber nicht nur die Moderne, sondern selbst noch die historische Avantgarde hatte an dem Anspruch der Kunst, eine eigene, der Erfahrungswirklichkeit ebenbürtige Realität zu schaffen, festgehalten. Bis hin zu Beckett und Ionesco ist die geradezu verzweifelte existentielle Sinnsuche zumindest ihrem Anspruch nach deutlich spürbar, selbst wenn sie nie ans Ziel kommt, sondern stets scheitert. In der Postmoderne schließt der Zweifel an der Wahrheitsfindung selbst die Erfahrungswirklichkeit mit ein. Weder gibt es ontologische oder existentielle Wahrheiten zu entdecken, noch sind klare Aussagen über die Welt der Erfahrung möglich oder sind Fiktion und Wirklichkeit strikt voneinander zu trennen, wobei diese Erfahrung die Autoren freilich nicht mehr in existentielle Verzweiflung stürzt und auch nicht mehr zu melancholischer Trauerarbeit stimuliert. Im Zeitalter der Computersimulation sind, wie Jean Baudrillard gezeigt hat, Artifizialität, Fiktion und Wirklichkeit zur selbstverständlichen Alltagserfahrung geworden.¹⁰ Literatur und Theater der Postmoderne geben daher den Anspruch auf Wirklichkeitsreferenz bisweilen gänzlich auf. Daraus können Texte entstehen, die sich nur noch spielerisch mit sich selbst beschäftigen und auf sich selbst beziehen. Dieser antimimetische, selbstreferentielle Charakter des postmodernen Theaters ist freilich im zeitgenössischen Theater Spaniens wenig ausgeprägt. Selbst im intertextuellen Verweis oder im metatheatralischen Spiel bleibt die Bezugnahme auf geschichtliche, aktuell-gesellschaftliche oder private Erfahrungswirklichkeit stets spürbar. In Sanchis Sinisterras *Ay, Carmela!* (Abb. 5) ist die Bürgerkriegswirklichkeit in den metatheatralischen Rollenspielen der Figuren so präsent wie die gesellschaftliche oder persönliche Erfahrung des

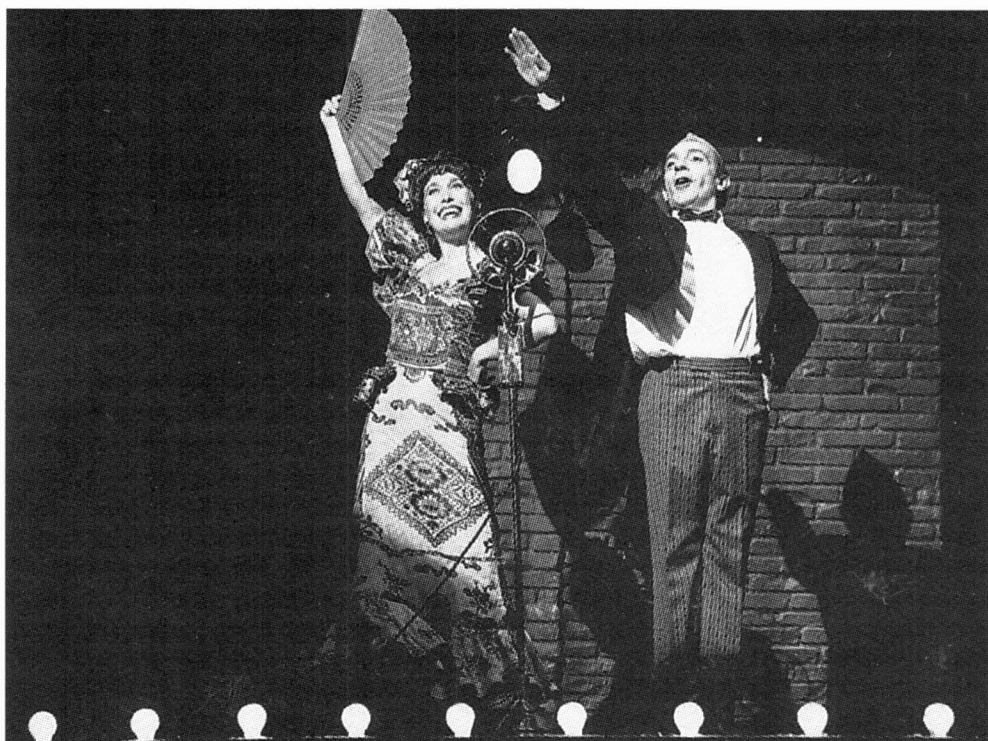


Abb.5: Szenenfoto aus José Sanchis Sinisterras Erfolgsstück *Ay, Carmela!* Foto: Chicho

Drogenkonsums in den halluzinatorischen Montagen und Szenenfragmenten von Cabals *Rein wie Schnee* ..., ganz zu schweigen von der großen Mehrheit der neorealistischen Stücke, in denen die Poetik des Alltäglichen bisweilen der konventionellen Abbildungsästhetik näher zu stehen scheint als einer postmodernen selbstreferentiellen Spielästhetik und semiotischen Zeichenproduktion. Experimentiert wird vor allem im Bereich der dramatischen Komposition. Strukturen mit logisch gebauter, linearer, geschlossener Handlungsführung unter Beachtung von Orts- und Zeiteinheit wie in Cabals *Heute Abend große Vorstellung!* sind eher selten. Charakteristisch sind vielmehr kompliziert verschachtelte Montagen kurzer Handlungsfragmente unter Sprengung einheitlicher Orts- und Zeitstrukturen wie in

Cabals *Rein wie Schnee*... oder die lineare Folge kurzer Sequenzen, die hart und übergangslos nebeneinandergestellt werden, wie in den neuesten Stücken Cabals und Belbels. Am deutlichsten ist die Zerstörung der Wirklichkeitsreferenz in einigen experimentellen Stücken wie Cabals *Der Schuß löst sich von selbst*, wo über die Auflösung traditioneller Raum- und Zeitvorstellungen und die Verschachtelung verschiedener Fiktions- beziehungsweise Wirklichkeitsebenen eine feste, rational nachvollziehbare Referenzbasis ins Wanken gerät.¹¹

Experimentelle Stücke bilden im zeitgenössischen Theater Spaniens jedoch eher eine Minderheit. Der Rückgriff auf konventionelle realistische Darstellungsformen mit klarem Wirklichkeitsbezug ist für das spanische Theater eher typisch. Auch die zitierten

theoretischen Äußerungen der spanischen Dramatiker belegen diesen Sachverhalt deutlich. Das widerspricht freilich nicht unbedingt postmodernem Kunst- und Theaterverständnis. Die Rückkehr zu neorealistischen Formen eines Texttheaters ist durchaus mit dem Zeitgeist der Postmoderne vereinbar. Ästhetisch schlägt sich die relativistische Weltsicht der Postmoderne nämlich in einer Heterogenität und einem Pluralismus der Stile und Darstellungsformen nieder. Die Postmoderne befreit sich zunehmend von dem ästhetischen Innovationszwang der Avantgarde. In der Postmoderne gibt es keinen Glauben an Innovationen und Fortschritt mehr, dafür aber eine „simultane Verfügbarkeit der Traditionsbestände“.¹² Ihr ästhetisches Konzept sind Pluralismus und Repetition. „Pluralität ist der Schlüsselbegriff der Postmoderne“, formuliert Wolfgang Iser.¹³ Gerade deshalb läßt sich die Postmoderne auch nicht als Stilbegriff und klar umrissenes ästhetisches Konzept fassen. Pluralismus und Repetition heißt Rückgriff auf konventionelle wie avantgardistische Formbestände. Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen wird zum Prinzip erhoben. Im spanischen Theater der beiden letzten Jahrzehnte stehen neorealistische neben experimentellen Stücken, reines Texttheater neben Bildtheater oder multimedialen Bühnenspektakeln im Stil der katalanischen Gruppe La Fura dels Baus. Das Nebeneinander neorealistischer und experimenteller Stücke kennzeichnet bisweilen die dramatische Produktion ein und desselben Autors, wie die Simultaneität von Alonso de Santos' *Die Tabakladenbesitzerin von Vallecas* und *Das Familienalbum* oder Cabals *Heute abend große Vorstellung!* und *Rein wie Schnee...* zeigen. Neben dem Rückgriff auf konventionelle Gattungen der nationalen Theatertradition wie Sainete oder Fronleichnamsspiel steht die Verwendung internationaler avantgardistischer Formen wie Happening oder Performance. Die Einbeziehung benachbar-

ter Medien, vor allem von Film und Videoclip, ist ebenso selbstverständlich wie die Beschränkung auf reines Sprechtheater. Der Rückgriff auf traditionelle Verfahrensweisen erfolgt nicht zuletzt unter dem Gesichtspunkt größerer Breitenwirkung. Sie richtet sich damit zugleich gegen den übersteigerten Innovationszwang der Avantgarde und gegen die hermetische Experimentierlust des Nuevo Teatro Español. Welsch definiert die Postmoderne geradezu als die exoterische Form der esoterischen Moderne, wobei hier Moderne mit historischer Avantgarde zusammenfällt.¹⁴

Allerdings sind dabei die Akzente in der spanischen Theaterlandschaft unterschiedlich verteilt. Während bei den katalanischen Gruppen plastisches Bild- und Aufführungstheater sowie experimentelles, multimediales Theater vorherrschen, sind für die Madrider Theaterproduktion die Wiederaufwertung von Text- und Autorentheater und die Konzentration auf die Sprache als wichtigstes theatralisches Zeichen charakteristisch. Der Unterschied zwischen dem eher konservativen Theater Madrids und der progressiven, quirligen Theaterszene Barcelonas hat Tradition. Der Einfluß des Unabhängigen Theaters der späten sechziger und frühen siebziger Jahre mit seinem Hang zur Gemeinschaftsproduktion, mit seiner Abneigung gegen dramatischen Text und literarisches Theater, mit seiner Vorliebe für experimentelle Innovationen, mit seiner Offenheit für ausländische Anregungen und mit seinem Hang zur frechen Gesellschaftskritik ist in Barcelona viel nachhaltiger gewesen als in Madrid. Albert Boadellas Gruppe Els Joglars verkörpert diesen Geist wohl am eindrucklichsten bis zum heutigen Tag, während La Fura dels Baus mit ihren gewalttätig-orgiastischen Action-Sequenzen und ihrer Ästhetik des Videoclips die *movida*-Kultur der achtziger Jahre repräsentiert. In den Produktionen beider Gruppen läßt sich das antimimetische, multimediale Theater, das

de Toro als das eigentliche Paradigma der Postmoderne herausgearbeitet hat, am eindrücklichsten fassen. Auch wenn Boadella in jüngsten Produktionen wie *Das Nationaltheater* (1993) dem dramatischen Text wieder mehr Gewicht beimißt, bleibt sein Theater antimimetisches und multimediales Aufführungstheater. Boadella bleibt seiner Überzeugung, wonach Theater und Leben nichts miteinander gemein haben, weiterhin treu, und gerade die metatheatralischen Diskussionen um die Aufführung des „Rigoletto von Shakespeare“ durch eine Gruppe von Stadstreichern in *Das Nationaltheater* illustriert eindrücklich seine antirealistische Grundhaltung (Abb. 6).

Die Wiederaufwertung des Text- und Autorentheaters ist allerdings seit Anfang der neunziger Jahre auch in Barcelona zu beobachten. „In Katalonien“, schreibt Carles Battle i Jordà, „ist die Beobachtung dieses Phänomens relativ neu. Genau zu Beginn der zweiten Hälfte des Jahrzehnts bestätigt der Name Sergi Belbel das, was man bereits spürte: die Rückkehr zum Texttheater. Was

das visuelle Theater betrifft, ist man zu einer Art Übereinkunft gelangt. Der Erfolg der nicht auf einem im eigentlichen Sinn sprachlichen Text beruhenden Schauspiele hält an (La Cubana, Els Comedians, La Fura dels Baus, Zotal...), und gleichzeitig beginnt eine neue Generation von Dramenautoren heranzuwachsen.“¹⁵ In den Texten dieser Autoren, die vor allem aus dem Kreis um Sanchis Sinisterra und die Sala Beckett hervorgegangen sind, steht die Sprache wieder eindeutig im Vordergrund und hat die Bedeutung des verbalen Zeichens Vorrang vor allen anderen theatralischen Ausdrucksmitteln. Deutlicher ist dies jedoch noch in Madrid, wo auch die überwiegende Mehrheit der Dramatiker der jungen Generation lebt. Wie bereits erwähnt, verbindet dieses neue Autorentheater auf vielfache Weise realistische Darstellungsformen mit sprachlichen Innovationen. Seine Wirklichkeitsreferenz fällt dabei sehr unterschiedlich aus. Mit einer schlichten Rückkehr zur naturalistischen Widerspiegelungsästhetik des 19. Jahrhunderts hat das allerdings nur



Abb. 6: Szenenfoto aus dem Drogenstück *Der Marokkotrip* von José Luis Alonso de Santos

selten etwas zu tun. Selbst die hyperrealistischen Handlungssequenzen in Belbels Stück *Nach dem Regen* bilden eine rein sprachlich konstruierte, fiktive Welt, in der die Gesetze der Alltagserfahrung aufgehoben sind, in der einzelne Szenen – wenn überhaupt – logisch höchstens als sprachlicher Ausdruck innerer Halluzinationen, Wunschvorstellungen oder Alpträume gedeutet werden können, die aber ohne psychologische Erklärung bleiben. Gerade in solchen unverbundenen Bilderfolgen sind die Leerstellen des Textes besonders groß und entsteht erheblicher Spielraum für eigene Deutungen durch den Rezipienten. Auch die Mehrfachkodierung literarischer und theatralischer Texte ist bekanntlich ein typisches Merkmal der Postmoderne. Das zeitgenössische spanische Texttheater neorealistischer Tendenz entspricht im allgemeinen durchaus dem ästhetischen Bewußtseinsstand des ausgehenden 20. und nicht dem des späten 19. Jahrhunderts. Allerdings muß man sich, wie Dieter Kafitz es für das deutsche Theater der achtziger Jahre forderte, „auf das Abenteuer einlassen, neu und anders, ohne die durch klassische und realistische Dramatik geprägten Wahrnehmungsgewohnheiten sehen zu lernen“.¹⁶ Dabei wird sich zeigen, daß auch die neorealistischen Stücke von Alonso de Santos und Cabal bis zu Pedrero und Belbel dem Geist der Postmoderne näher stehen, als dies auf den ersten Blick scheint. Auf die große Bedeutung metatheatralischer Selbstreflexionen und intertextueller Bezüge wurde bereits hingewiesen. Die intertextuellen Verweise beziehen sich dabei nicht nur auf dramatische Textvorlagen, sondern auch auf benachbarte Gattungen. Seltener sind Modelle interkulturellen Theaters, doch auch hier könnten einzelne Beispiele genannt werden – wie etwa der Versuch in Carmen Resinos Drama *Neue Geschichte von der Prinzessin und dem Drachen*, orientalische und abendländische Theatertraditionen

zueinander in Beziehung zu setzen und miteinander zu verbinden.

Es stellt sich natürlich die Frage, wieviele Merkmale der Postmoderne ein Werk erfüllen muß, um als postmodernes Theater verstanden werden zu können. Die Nähe eines Theaterstücks zum Weltverständnis der Postmoderne wird letztlich in der jeweiligen Einzelanalyse bestimmt werden müssen. Schon diese wenigen Bemerkungen illustrieren aber zur Genüge, daß spanisches Gegenwartstheater und Postmoderne durchaus zahlreiche Berührungspunkte aufweisen. Dabei ist vor allem hervorzuheben, daß postmodernes Theater sowohl neorealistisches wie experimentelles Theater, konventionelle wie avantgardistische Darstellungsformen, reines Text- wie multimediales Aufführungstheater umfaßt. Vor allem aber weicht die Postmoderne die Fronten zwischen unvereinbar scheinenden Positionen auf und schafft Formen einer Ästhetik der Integration, in der Pluralismus und Heterogenität in einer neuen Einheit aufgehoben sind.

Zur Rezeption des spanischen Gegenwartstheaters in Deutschland

Wie die vorangehenden Ausführungen zeigen, steht das spanische Theater durchaus auf der Höhe der gegenwärtigen Theoriediskussion sowie der aktuellen internationalen Theaterpraxis. Problematisch ist dagegen seine Rezeption diesseits der Pyrenäen. Das gilt nicht nur für den deutschsprachigen Raum. Vielmehr kann die Situation des modernen spanischen Theaters international als desolat bezeichnet werden. Das hängt zweifellos damit zusammen, daß die Spanier infolge der politischen Verhältnisse des Landes in unserem Jahrhundert gerade die dramatischen Neuerer im eigenen Land ignoriert oder unterdrückt und um ihren Einfluß gebracht haben. Mit Ausnahme von García Lorca (1898–1936) und mit einigen Ein-

schränkungen Buero Vallejo (*1916) sind gerade die großen spanischen Dramatiker unseres Jahrhunderts, von Valle-Inclán (1866–1936) und Unamuno (1864–1936) über Alberti (*1902) und Aub (1908–1972) bis Sastre (*1926) und Nieva (*1929) weder in Spanien noch im Ausland wirklich rezipiert und aufgeführt worden und sind damit ohne entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung des Theaters in der westlichen Welt geblieben. Selbst der große Erfolg García Lorcas ist unter dem Gesichtspunkt des Einflusses seines dramatischen Werkes auf die Entwicklung des Theaters mehr als problematisch, da gerade seine ästhetisch anspruchsvollsten Werke wie *Das Publikum* oder *Sobald fünf Jahre vergehen* bis in die achtziger Jahre hinein kaum aufgeführt und rezipiert wurden, während seine Erfolgsstücke eine folkloristisch entstellte und verzerrte Rezeption erlebten. Die jahrhundertealte Tendenz Spaniens zur politischen und kulturellen Selbstisolierung, die Wirren des Bürgerkriegs, die Dominanz diktatorischer Regime in den zwanziger Jahren unter Primo de Rivera sowie von den vierziger bis in die Mitte der siebziger Jahre unter Franco mit ihren restriktiven Zensurbestimmungen, die kommerzielle Ausrichtung des privat organisierten spanischen Theaterwesens und der konservative bürgerliche Publikumsgeschmack sind wohl die wichtigsten Faktoren, die dazu geführt haben, daß sich gerade die thematisch progressiven und ästhetisch anspruchsvollen Werke nicht durchsetzen konnten oder entstellt und verzerrt rezipiert wurden und damit gleichfalls ohne eine adäquate Wirkung blieben. Im Ausland hat darüber hinaus das gängige Klischee von der Andersartigkeit Spaniens mit dazu beigetragen, eine breite Rezeption des spanischen Theaters zu verhindern. Francisco Ruiz Ramón hat diesen Sachverhalt am klarsten auf den Begriff gebracht, als er 1992 vom „Drama“ und 1994 noch schärfer von der „Pathologie“ des zeitgenössischen Theaters

in Spanien sprach, für die er neben der politischen Situation Spaniens vor allem das „Scheitern der Vermittlungsinstanzen“ verantwortlich machte:

Das spanische Theater ist weder besser noch schlechter als das europäische. Die Anormalität als Symptom/Ursache oder – je nach Fall – als Folge einer Situation radikaler Kommunikationslosigkeit sowie wechselseitigen Mißverständnisses dürfte nicht auf axiologischer, sondern müßte auf der sozialen und kulturellen Ebene der dialektischen Beziehung zwischen Theater und Gesellschaft untersucht werden.¹⁷

Die weitgehende Unbekanntheit des modernen spanischen Theaters außerhalb Spaniens sowie vor allem seine Abwesenheit auf den internationalen Bühnen haben natürlich darüber hinaus auch praktische Gründe. In Europa und Nordamerika ist es vor allem die Sprachbarriere, die eine Rezeption spanischer Texte durch Verleger, Intendanten, Dramaturgen, Regisseure und Kritiker erschwert. Es fehlt an Übersetzungen sowie an kritischen und vermittelnden Darstellungen in den jeweiligen Landessprachen – eine zentrale Aufgabe der jeweiligen nationalen hispanistischen Theaterwissenschaft. In diesem Bereich ist auch in Deutschland noch viel zu tun (Abb. 7).

Von spanischen Dramatikern des 20. Jahrhunderts ist – wie stets mit Ausnahme García Lorcas – auch auf deutschsprachigen Bühnen in der Tat kaum etwas zu sehen. Das gilt natürlich besonders für die jungen Autoren, die nach 1975 ihre ersten dramatischen Texte verfaßt haben. Immerhin sind in den vergangenen fünf Jahren dank der Initiative einiger Hispanisten sowie aufgrund des Engagements einiger Bühnenverlage wie Henschel Schauspiel in Berlin, Stefani Hunziger in Bad Homburg oder Theaterstückverlag in München vereinzelte Werke von zeitgenössischen spanischen Dramatikern übersetzt worden und liegen als Bühnenmanuskripte in deutscher Sprache vor, doch haben meines Wissens bislang nur sieben nach 1975 verfaßte Werke den Weg auf eine deutschsprachige Bühne gefunden: Sanchis Sinisterras

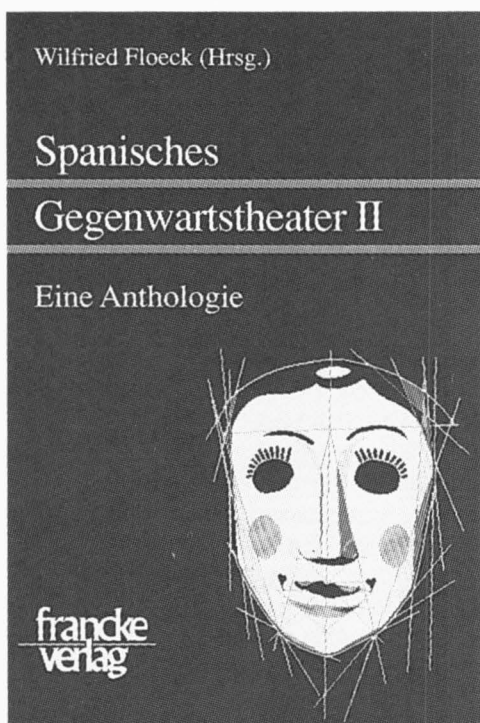


Abb. 7: Titelseite eines der beiden Bände des Verfassers zum spanischen Gegenwartstheater

Ay, Carmela! 1991 in Berlin und *Vor dem Abriß* 1995 in Schwerin, Belbels *Liebkosungen* 1995 in München, *Nach dem Regen* im gleichen Jahr in Hamburg und *Spielwiese, zwei im Quadrat* 1996 in Esslingen, Sastres *Die traurigen Augen des Wilhelm Tell* 1996 in Zürich sowie Reinas Stück *Ein Fünf-Sterne-Mann* 1997 in München. Das ist zwar keineswegs eine ermutigende Bilanz, doch mag die Tatsache, daß zwischen 1995 und 1997 gleich sechs neue Stücke aufgeführt worden sind, Anlaß zur Hoffnung auf eine positive Veränderung geben, zumal für die Spielzeit 1997/98 die Erstaufführung drei weiterer Stücke von Sanchis Sinisterra, Benet i Jornet und Belbel vorgesehen ist. Um diese Situation zu verbessern, habe ich in den vergangenen Jahren ein zweibändiges Publikationsprojekt in Angriff genommen,

das aus einer Einführung in das spanische Gegenwartstheater sowie aus einer Anthologie von acht spanischen Dramen in deutscher Übersetzung besteht. Die Anthologie verfolgt das Ziel, das spanische Theater der achtziger und neunziger Jahre einem breiten deutschsprachigen Leserkreis zugänglich zu machen und zugleich die Voraussetzungen für die Aufführung spanischer Stücke auf deutschsprachigen Bühnen zu verbessern. Neben einem Stück von Buero Vallejo aus den sechziger Jahren (*Das Konzert zum Heiligen Ovid*) enthält die Anthologie sieben Stücke von jüngeren Dramatikerinnen und Dramatikern, die für das spanische Autorentheater der achtziger und neunziger Jahre repräsentativ sind: Alonso de Santos, *Der Marokkotrip*; Cabal, *Rein wie Schnee ...*; Sanchis Sinisterra, *Ay, Carmela!*; Pedrero, *Laurens Ruf*; Romero, *Ein verfluchter Kuß*; Belbel, *Liebkosungen* und Caballero, *Gericht*. Der ergänzende Einführungsband will dem deutschsprachigen Leser einen Einblick in die Entwicklung des spanischen Theaterwesens und des Dramas seit dem Ende des Bürgerkriegs sowie einen Zugang zu den Autoren und Dramen der Anthologie vermitteln. Einem Kapitel des Einführungsbandes ist auch im wesentlichen der vorliegende Beitrag zum Verhältnis des spanischen Gegenwartstheaters zur Postmoderne entnommen. Beide Bände sind Ende 1997 – nicht zuletzt auch mit finanzieller Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft – im A. Francke Verlag in der Reihe „Mainzer Forschungen zu Drama und Theater“ erschienen.¹⁸ Es bleibt zu hoffen, daß sie dazu beitragen, die Kenntnis und Verbreitung des spanischen Gegenwartstheaters im deutschsprachigen Raum entscheidend zu verbessern.

Anmerkungen

¹ „Hacia un modelo para el teatro postmoderno“, in: F. de Toro (ed.), *Semiótica teatral y teatro latinoamericano*, Buenos Aires 1990, S. 13–42; „Cambio de pa-

- radigma: el 'nuevo' teatro latinoamericano o la constitución de la postmodernidad espectacular", in: Iberoamericana, 15 (1991), S. 70–92; „Die Wege des zeitgenössischen Theaters. Zu einem postmodernen Multimedia-Theater oder: das Ende des mimetisch-referentiellen Theaters?", in: Forum Modernes Theater, 10 (1995), S. 135–183.
- ² Für Frankreich vgl. meinen Beitrag „Du théâtre des metteurs en scène au théâtre des auteurs? Tendances et problèmes du théâtre contemporain", in: Revue d'Histoire du Théâtre, 47 (1995), S. 71–86.
- ³ Vgl. Wolfgang Welsch, *Unsere postmoderne Moderne*, Weinheim 3/1991, S. 1.
- ⁴ François Lyotard, *La condition postmoderne. Rapport sur le savoir*, Paris 1979. Vgl. auch die Beiträge in Erika Fischer-Lichte/Klaus Schwind (Hrsg.), *Avantgarde und Postmoderne. Prozesse struktureller und funktioneller Veränderungen*, Tübingen 1991.
- ⁵ Viktor Žmegač, „Zur Diagnose von Moderne und Postmoderne", ebda., S. 21. Vgl. ferner Dieter Kafitz, „Bilder der Trostlosigkeit und Zeichen des Mangels. Zum deutschen Drama der Postmoderne", in: Wilfried Floeck (Hrsg.), *Tendenzen des Gegenwartstheaters*, Tübingen 1988, S. 157.
- ⁶ François Lyotard, *La condition postmoderne*, a.a.O.; Wolfgang Welsch, *Unsere postmoderne Moderne*, a.a.O.
- ⁷ Erika Fischer-Lichte, „Postmoderne: Fortsetzung oder Ende der Moderne? Literatur zwischen Kulturkrise und kulturellem Wandel", in: *Neohelicon*, 16.1 (1989), S. 11–27.
- ⁸ *La condition postmoderne*, a.a.O., S. 7.
- ⁹ Jürgen Habermas, „Die Moderne – ein unvollendetes Projekt", in: ders., *Kleine politische Schriften*, Frankfurt/M. 1981, S. 444–464.
- ¹⁰ François Baudrillard, *Simulacres et simulation*, Paris 1981.
- ¹¹ Sharon G. Feldman, „Ello dispara de Fermín Cabal: hacia una configuración postmoderna del espacio textual/teatral", in: John P. Gabriele (Hrsg.), *De lo particular a lo universal. El teatro español del siglo XX y su contexto*, Frankfurt/M. 1994, S. 230–239.
- ¹² Dieter Borchmeyer, „Die Postmoderne – eine konservative Revolution? Architektur als Paradigma", in: Erika Fischer-Lichte/Klaus Schwind (Hrsg.), *Avantgarde und Postmoderne*, a.a.O., S. 126.
- ¹³ Wolfgang Welsch, *Unsere postmoderne Moderne*, a.a.O., S. XV.
- ¹⁴ Wolfgang Welsch, ebda., vor allem S. 169 ff.
- ¹⁵ „Apuntes para una valoración de la dramaturgia catalana actual: realismo y perplejidad", in: *Anales de la Literatura Española Contemporánea*, 21 (1996), S. 256.
- ¹⁶ Dieter Kafitz, „Bilder der Trostlosigkeit und Zeichen des Mangels", a.a.O., S. 174.
- ¹⁷ Francisco Ruiz Ramón, „Introducción a una patología del teatro español contemporáneo", in: John P. Gabriele (Hrsg.), *De lo particular a lo universal*, a.a.O., S. 25. Zum Problem der Rezeption des spanischen Theaters vgl. ferner Francisco Ruiz Ramón, *Estudios de teatro español clásico y contemporáneo*, Madrid 1978, S. 125–146; Wilfried Floeck, „Ist Spanien anders? Zur Problematik ausländischer Kultur Rezeption am Beispiel des modernen spanischen Theaters", in: ders. (Hrsg.), *Spanisches Theater im 20. Jahrhundert*, Tübingen 1990, S. 3–17; Klaus Pörtl, „Die Rezeption des spanischen Theaters im 20. Jahrhundert auf deutschsprachigen Bühnen seit 1945", in: ebda., S. 89–107; Marion P. Holt, „Twentieth-Century Spanish Theatre and the Canon(s)", in: *Anales de la Literatura Española Contemporánea*, 17 (1992), S. 47–54; Francisco Ruiz Ramón, „El drama del teatro español contemporáneo", ebda., S. 11–36.
- ¹⁸ W. Floeck, *Spanisches Gegenwartstheater I. Eine Einführung*, Tübingen und Basel: A. Francke 1997. W. Floeck (Hrsg.), *Spanisches Gegenwartstheater II. Eine Anthologie*, Tübingen und Basel: A. Francke 1997.

Marktnah · Leistungsstark
Zukunftsorientiert

Der Weg
zu Ihrem
Wunschbad
führt durch unsere
Fachausstellung
Bad - Küche - Heizung
Hier finden Sie Traumbäder und Küchen
in großer Auswahl und Vielfalt.

**Wir haben jeden
1. Sonntag im Monat
von 10 - 18 Uhr geöffnet.**
(Keine Beratung, kein Verkauf)

Ringel
BAD KUCHE HEIZUNG

Ringel

**Die leistungsstarke
Unternehmensgruppe**

A. Ringel & Sohn GmbH & Co. KG
35440 Linden b. Gießen

Koch & Baldes GmbH & Co. KG
61348 Bad Homburg v.d.H.

Walth. A. D. Levering GmbH
36251 Bad Hersfeld

Sanitär-, Heizungs- und Metallhandels GmbH
99867 Gotha

35440 Linden
Tannenweg 50-54
Tel. (0 64 03) 6 07-0

Unser Partner ist das Fachhandwerk

Zu den Begriffen „Derivation“ und „Motivation“ in der Wortbildung*

1.0 Die seit den 50er Jahren in Europa intensiv betriebene Forschung auf dem Gebiet der Wortbildung, die immer mehr als selbständige, von Morphologie und Lexik unabhängige sprachwissenschaftliche Disziplin verstanden wird, hat sowohl im Bereich der Thematik und des Begriffsystems als auch in den methodischen Ansätzen eine Reihe von Termini hervorgebracht, die für eine solide und fundierte Wortbildungsanalyse unentbehrlich, zumindest aber nutzbringend sind. Zu diesen Begriffen zählen die Termini „Derivation“ und „Motivation“, die den Begriff der Wortbildung maßgeblich zu bestimmen und die zwischen den Wortbildungselementen bestehenden Beziehungen aufzuzeigen versuchen. Die Wortbildung wird dementsprechend als ein durch formale und semantische Faktoren determiniertes System verstanden, das in gleicher Weise dynamisch-diachrone und statisch-synchrone Elemente und Einheiten enthält.

2.0 Der dynamisch-diachrone Bezug äußert sich unmittelbar in der Derivation oder im Ableitungsprozeß, der näheren Aufschluß über die Art der Genese eines Wortes gibt und über die zwischen dem ableitenden und abgeleiteten Wort bestehenden formalen Beziehungen informiert.

2.1 An dem Derivationsvorgang sind in der Regel drei Wortbildungselemente beteiligt:

- a) das ableitende, derivierende Wort oder die Basis,
- b) Formantien in Gestalt von Affixen sowie Negations- und Kompositionselementen und

c) das abgeleitete, derivierte Wort oder das Derivat.

Der genetische Prozeß geht grundsätzlich von der Basis aus und kann in zwei Richtungen verlaufen.

Der lineare Prozeß oder die explizite Derivation besteht in der Anfügung von Formantien an die Basis und entspricht der Formel

B(asis)	+	F(ormans)	>	D(erivat)
blind		-heit		Blindheit
slepoj		-ota		slepota
blind		-ness		blindness
aveugle		-ment		aveuglement

Der unlineare Prozeß ist durch die Prothese präfixaler, negierender oder komponierender Formantien gekennzeichnet.

Die Präfigierung bereits existierender Basen ist ein nachträglicher Vorgang, der nicht zum Wechsel der Wortarten der Basis und des Derivats führt und mit der Formel

$F+B>D$

umschrieben werden kann.

mit-	Erbe	Miterbe
so-	naslednik	sonaslednik
co-	heir	coheir
co-	héritier	cohéritier

Die gleiche Formel gilt für die nachträgliche Negierung oder Komponierung bereits vorhandener Basen.

un-	abhängig	unabhängig
ne-	zavisimyj	nezavisimyj
in-	dependent	independent
in-	dependant	independant
auto-	Biographie	Autobiographie
avto-	biografija	avtobiografija
auto-	biographie	autobiographie
auto-	biographie	autobiographie

* Vortrag, gehalten am 31. 1. 1997 auf dem Zweiten Linguistenkolloquium der Universität Gießen.

2.2 Der Derivationsprozeß ist durch folgende allgemeine Merkmale oder Vorgänge gekennzeichnet:

a) die Derivation ist in den indogermanischen oder indoeuropäischen Sprachen die dominierende Wortbildungsart. Ihr stehen in den Einzelsprachen die mehr oder weniger produktiven Bildungsarten wie Konversation, Abbreviation, Fusion oder Zusammenwachsen, Akzentverschiebung und Bildung von Asyndeta gegenüber;

b) die Derivation nimmt im Wortbildungssystem die Position ein, die im grammatischen System die Flexion innehat; Derivation und Flexion sind darüber hinaus gemeinsamer Forschungsgegenstand der Derivatologie, die – von der russischen Sprachwissenschaft in den 80er Jahren entwickelt – Sprachebenen überschreitende Themen der Ableitung im weitesten Sinne des Wortes behandelt;

c) die Derivation beruht auf analogen Prozessen. Sie orientiert sich an Wortbildungsmustern, die in Wortbildungsmodellen und Wortbildungstypen manifest werden.

Das Wortbildungsmodell stellt eine Art Idealisierung oder Generalisierung für schon reelle und für noch nicht existente Derivationsprozesse dar.

Es beruht letztendlich auf der Annahme, daß die Ableitung über eine fast unbegrenzte Anzahl von Derivationsmöglichkeiten verfügt, die bereits realisiert sind oder noch realisiert werden können. Das Modell ist ein formalisiertes, mehr oder weniger abstraktes Konstrukt, das den Derivationsprozeß zu imitieren versucht. Der Wortbildungstyp ist dagegen die Konkretisierung der im Modell enthaltenen Potentialitäten und Realitäten. Er ist der Mechanismus, der das Funktionieren der Derivation sichtbar macht. So realisieren sich beispielsweise die Modelle „Suffigierung von Basen“, „Präfigierung von Basen“, „Negierung von Basen“ und „Komponierung von Basen“ in allen wichtigen europäischen Sprachen in verschiedenen Derivationstypen, so das Modell „Suffigierung von

Basen“ in den Typen „Suffigierung von Adjektivbasen“ und „Suffigierung von Verbalbasen“:

rein	+	-heit	>	Reinheit
čistýj	+	-ota	>	čistota
pur	+	-ity	>	purity
pur	+	-eté	>	pureté
erforschen	+	-ung	>	Erforschung
issledovat'	+	-nie	>	issledovanie
investigate	+	-ation	>	investigation
explorer	+	-ation	>	exploration

Mischmodelle wie z. B. die gleichzeitige Negierung, Präfigierung und Suffigierung von Basen sind im Gegensatz zu den einfachen Modellen nur selten realisiert und dazu noch recht unproduktiv. Unproduktivität ist jedoch kein ausgewiesenes Merkmal von Derivationstypen;

d) die Derivation als dynamisch-diachroner Prozeß trägt auch wesentlich zur Entstehung von Wortbildungsreihen und Wortbildungsnestern bei.

Unter der Wortbildungsreihe ist eine Gruppe linear angeordneter Wörter zu verstehen, die von einem und demselben Stamm abgeleitet sind, aus einer Menge aufeinanderfolgender Derivationsphasen bestehen und mit einer bestimmten kategorialen Wortbildungsbedeutung verknüpft sind:

$$R = D_1, D_2, D_3 \dots D_n$$

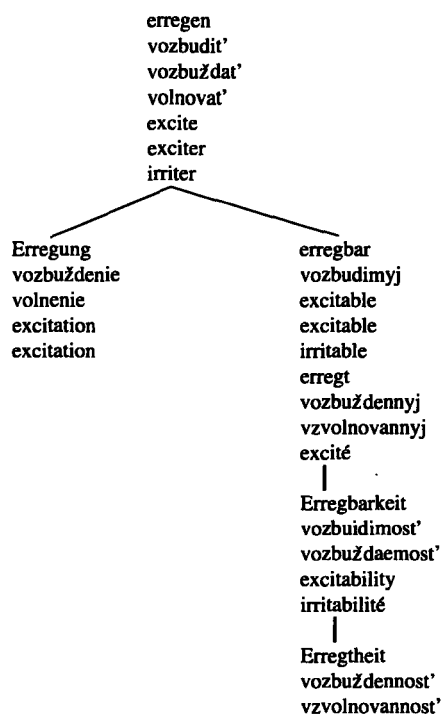
Einphasige Prozeduren basieren auf einem Derivationsschritt, mehrphasige Prozeduren enthalten wenigstens zwei Derivate:

schnell	>	Schnelligkeit	
bystryj	>	bystrota	
rapid	>	rapidity	
rapide	>	rapidité	
Nerv	>	nervös	> Nervosität
nerv	>	nervnyj	> nervnost'
nerve	>	nervous	> nervousness
nerf	>	nerveux	> nervosité

Die Wortbildungsbedeutung, die den gleichen Ableitungsprozeß, das heißt die gleiche Basiskategorie und die gleichen Formantien voraussetzt, äußert sich in semantischen Kategorien wie beispielsweise in der Kategorie der Nomina agentis:

schwimmen	> Schwimmer	forschen	> Forscher
plavat'	> plovec	issledovat'	> issledovatel'
swim	> swimmer	inquire	> inquirer
nager	> nageur	rechercher	> chercheur

Das Wortbildungsnest oder die Wortbildungsfamilie kann begrifflich als eine endliche Menge abstrakter oder genotypischer und konkreter oder phänotypischer Wortbildungseinheiten mit gleichem Operanden definiert werden. Das Nest ist nichts anderes als die Gesamtheit der Derivationen und Derivationsbeziehungen zwischen Wörtern mit gleicher Wurzel. Es ist die Summe von Derivationskonstruktionen, die durch gemeinsame Ableitungsbeziehungen markiert sind. Die Wurzel als Basis stellt dabei die Invariante des Nestes dar. Die Funktion des Nestes besteht vor allem im Aufzeigen der von einer gemeinsamen Basis ausgehenden Derivationsketten abgeleiteter Wörter. Das Nest deckt dabei zum einen die wechselseitigen derivativen und hierarchischen Beziehungen und Verbindungen der in ihm vorhandenen Wortkonstruktionen auf, zum anderen gibt es Auskunft über den Verlauf des Derivationsprozesses, der gradlinig oder in mehrere Richtungen verlaufen kann. Mit dem Wortbildungsnest hat sich insbesondere der Moskauer Linguist Sebastian Konstantinovič Šaumjan beschäftigt, der im Rahmen des generativen applikativen Modells den Wortgenerierungsvorgang entwickelt hat. Seine Mitarbeiter wie Soboleva, Ginzburg, Al'tman, Belokrinickaja u. a. haben die Arbeit am Modell fortgesetzt, es begrifflich präzisiert und thematisch erweitert. Aus der von der Šaumjan-Schule entwickelten graphischen Darstellung des Wortbildungsnestes lassen sich nicht nur der Derivationsverlauf, sondern auch die Wortbildungsaktivität bestimmter Derivate, die Anzahl der Ableitungen oder der Generierungstakte sowie die Regularität, Homogenität und Typologie der Nester ablesen.



2.3 Die zwischen Basis und Derivat bestehenden formalen Beziehungen sind durch Merkmale gekennzeichnet, die vornehmlich im abgeleiteten Wort sichtbar werden. Der Vergleich zwischen beiden Derivationselementen läßt folgende Feststellungen zu:

a) Das Derivat erweist sich im Hinblick auf die Wortart der Basis als denominal, deadjektivische, deverbale oder andere Ableitungsform. Beim Wechsel der Wortarten von Basis und Derivat liegt im letzteren eine formale Oppositionsform, bei Wahrung der Identität der Wortart eine formale Neutralisationsform vor.

b) Das Derivat kann mit mehreren ableitenden Wörtern in Verbindung stehen, es ist formal mehrdeutig:

Vorkriegs-	< vor dem Krieg	oder vor	+	Kriegs-
dovoennyj	< do vojny	oder do	+	voennyj
pre-war	< before the war	oder pre	+	war
avant-guerre	< avant la guerre	oder avant	+	guerre

c) Das Derivat kann auf einer Destruktion oder Regression der Basisform beruhen, d. h.

der ableitende Stamm geht formal nur partiell in den abgeleiteten Stamm ein; diese Erscheinung ist insbesondere dem Russischen geläufig:

dorodstvo „Beleibtheit, Korpulenz, Stattlichkeit“ < dorodnyj „beleibt, stattlich“
majakovcy „die Anhänger Majakovskis“ < Majakovskij

d) das Derivat kann einer Art formaler Dekorrelation unterliegen, d.h. es stützt sich nur auf einen gebundenen, nicht selbständig existierenden Stamm wie in ozorstvo „Ausgelassenheit, Übermut“ aus ozornoj „ausgelassen, übermütig“; der Stamm *zor- begegnet noch in ozornik „Frechdachs“ und ozorničat’ „ausgelassen sein“; eine ähnliche Erscheinung liegt in den deetymologisierten Bildungen „billig, deševyj, moderate und modéré“ vor.

2.4 Die methodische Darstellung der Derivation läßt sich vor allem mit Hilfe transformationstechnischer Verfahren bewerkstelligen. Voraussetzung der Transformation ist das Vorhandensein einer gemeinsamen Wurzel im ableitenden Stamm. Die Transformation bewirkt die Entstehung von Derivaten, Wortsubstitutionen, Veränderungen der grammatischen Form der Kontextwörter und die Inklusion oder Exklusion von Wörtern. Im Russischen sind folgende Transformationen für die Konstatierung abgeleiteter Wörter relevant:

bystroe dviženie	„schnelle Bewegung“	>
bystrota dviženija	„Schnelligkeit der Bewegung“	>
bystro vraščat’sja	„sich schnell wenden“	>
bystroe vraščenie	„schnelle Wendung“	>
pribavit’ čislo	„eine Zahl hinzufügen“	>
pribavlenie čisla	„Hinzufügung einer Zahl“	>
upravljat’ processom	„den Prozeß steuern“	>
upravlenie processom	„die Steuerung des Prozesses“	>
avtorskie prava	„Autorenrechte“	>
prava avtora	„die Rechte des Autors“	>
metalličeskij predmet	„metallischer Gegenstand“	>
predmet iz metalla	„Gegenstand aus Metall“	>
smyslovoe različie	„Bedeutungsunterschied“	>
različie v smysle	„Unterschied in der Bedeutung“	>
predmet bol’šoj dliny	„ein Gegenstand von bedeutender Länge“	>
dlinnyj predmet	„langer Gegenstand“	>

Gleiche oder ähnliche Transformationsmöglichkeiten liegen auch in anderen europäischen Sprachen vor, so beispielsweise im Englischen:

The girl reacts to music > The girls’ reaction to music
He writes short stories > A writer of short stories
She dances skillfully > She is a skillfull dancer

3.0 Der statisch-synchrone Bezug der Wortbildung kommt zum einen in den semantischen Motivationsbeziehungen, zum anderen in dem zumeist vom Resultat der Motivierung ausgehenden Wort zum Ausdruck. Der Begriff der Motivation ist ein Terminus der synchronen, statischen und strukturellen Betrachtungsweise der Wortbildung. Er rückt das semantische Verhältnis zwischen dem motivierenden und motivierten Wort, das heißt die Beziehung zwischen zwei auf der Ebene der Wortbildung korrelierenden Zeichen in den Mittelpunkt der Beschreibung. Die Motivation stützt sich hauptsächlich auf das motivierende und motivierte Glied und deren Strukturelemente. Motivationsanalyse ist im wesentlichen Strukturanalyse, die aus der Ausgliederung der beiden Hauptsegmente, das heißt des motivierten und motivierenden Wortes und der Aussonderung von Strukturelementen innerhalb beider Hauptsegmente besteht. Die Strukturierung trägt sowohl zur Fixierung der Produktivitätsstufen als auch zur Konstatierung der Kombinationsmöglichkeiten bestimmter Strukturelemente bei. Dieser methodische Zugang beruht auf der Einsicht und Erkenntnis, daß die Gesamtbedeutung motivierter Wörter sich aus der Summe der Einzelbedeutungen ihrer Konstituenten ergibt. So resultiert beispielsweise die Bedeutung des Wortes „Herzlichkeit“ (r. serdečnyj, e. heartiness, f. cordialité) auf den Bedeutungen der Wörter für „herzlich“ (r. serdečnyj e. hearty, f. cordial) und für „Herz“ (r. serdce, e. heart, f. coeur). Sie ergibt sich aus den auto- und synsemantischen Elementen „Herz/lich/keit“ (r. serdeč/n/ost’, e. heart/i/ness, f. cord/ial/ite). Die Motivation ist

also mehr ein Kriterium der innersprachlichen semantischen Transparenz. Während die Derivation die Frage zu beantworten sucht „Wie sind Wörter (formal) gemacht?“, steht die Motivation unter der Fragestellung „Wie sind Wörter (semantisch) gemacht?“.

3.1 Den semantischen Beziehungen zwischen motivierendem und motiviertem Wort kommt durchaus Modellcharakter zu, da die Korrelationen jeweils für eine ganze Reihe von Wortbildungstypen verbindlich sind. Im Vordergrund der Ermittlung der potentiellen Beziehungen steht der semantische oder strukturelle Aspekt. Die Richtlinie bildet dabei der Grundsatz, daß das motivierte Wort immer durch eine große Komplexität gekennzeichnet ist. Unter semantischer – wie auch formaler – Komplexität ist jeweils die größte Anzahl semantischer – oder auch formaler – Strukturelemente zu verstehen. Das russische Wort *vlastovat'* „herrschen“ ist so durch *vlast* „Macht“ motiviert; das motivierte Glied ist semantisch komplexer als das motivierende Element; *vlastovat'* läßt sich semantisch mit „Macht haben“ umschreiben. Die Beziehungen zwischen motiviertem und motivierendem Wort sind folgender Art:

a) Das motivierte Wort ist semantisch und formal komplexer als das motivierende Wort; es enthält mehr Strukturelemente als das motivierende Glied. Diese Beziehungsart kann auch so bestimmt werden, daß die Bedeutung und die Struktur des motivierenden Elements gänzlich in die Bedeutung und Struktur des motivierten Elements eingeht:

bauen	>	Erbauer (= einer, der baut)
stroit'	>	stroitel'
build	>	builder
construire	>	constructeur

Das motivierte Wort ist semantisch komplexer und formal einfacher als das motivierende Wort; es enthält semantisch eine größere, formal eine geringere Anzahl von Strukturelementen als das motivierte Wort. Diese Beziehungsart kann auch so definiert werden, daß die Bedeutung des motivierenden

Wortes gänzlich und die Form des motivierenden Gliedes nur partiell in die Bedeutung beziehungsweise Form des motivierten Wortes eingeht:

Röte	>	rot (= Röte habend)
krasnota	>	krasnyj
redness	>	red
rougeur	>	rouge

Das motivierte Wort ist semantisch komplexer als das motivierende Wort und formal mit der Struktur des motivierenden Wortes identisch; es enthält semantisch mehr Strukturelemente und formal die gleiche Anzahl von Strukturelementen:

Faschismus	>	Faschist (= einer, der dem Faschismus huldigt)
fašizm	>	fašist
fascism	>	fascist
fascisme	>	fasciste

b) Der motivierte Stamm ist mit dem motivierenden Stamm nur partiell verbunden, d. h. das motivierte Wort hat entweder einen größeren oder geringeren Bedeutungsumfang als das motivierte Wort:

Gift (= Giftstoff; Bosheit, Gehässigkeit)	>	giftig (giftig; durch Gift verursacht; boshaft)
jad (= Giftstoff; Bosheit)	>	jadovityj (= giftig; schädlich; boshaft)
town (Stadt)	>	townman (Städter; Bürger; Mitbürger)
blanc (= weiß; rein)	>	blanchir (= weiß werden; reinwaschen; bleichen)
grün (= Farbe; unreif; kindlich; ökologisch)	>	grün werden (= grünen)
zelenyj (= Farbe; unreif; unerfahren; frisch)	>	zelenet' (= grün werden, grünen)
green (= grün; unreif; unerfahren; frisch)	>	to grow green (= grün werden, grünen)
vert (= grün; unreif; unbearbeitet; frisch)	>	verdir (= grün werden; grün anstreichen)

c) Der motivierte Stamm eignet sich alle Bedeutungen des motivierenden Stammes an:

Neuzeit (= Moderne)	>	neuzeitlich (= modern)
imperija (= Kaiserreich; imperialistische Kolonialmacht)	>	imperskij (= das Kaiserreich betreffend; die imperialistische Kolonialmacht betreffend)
tempt (= verlocken; versuchen)	>	temptation (= Verlockung; Versuchung)
montagne (= Berg; Gebirge)	>	montagneux (= bergig; gebirgig)

d) Die Frage nach der unmittelbaren oder mittelbaren Abhängigkeit des motivierten Wortes vom motivierenden Wort führt zur Ausweisung direkter und indirekter Motivationen.

Die direkte Motivation basiert auf der semantischen Beziehung zweier Wörter, die in unmittelbarer Dependenz zueinander stehen:

kämpfen	>	Kämpfer
borot'sja	>	borec
fight	>	fighter
combatte	>	combattant

Die indirekte Motivation beruht auf der semantischen Beziehung zweier Wörter, die mittelbar voneinander abhängen:

Kampf > kämpfen (= einen Kampf austragen) > Kämpfer

bor'ba	>	borot'sja	>	borec
fight	>	fight	>	fighter
combat	>	combattre	>	combattant

Auf das Kriterium der Motiviertheit oder Nichtmotiviertheit des motivierenden Wortes gründet sich die Unterscheidung von Basis- und Nichtbasismotivationen.

Eine Basismotivation liegt vor, wenn das motivierende Wort nicht motiviert ist:

Demut	>	demütig (= Demut besitzend)
smirennost'	>	smirennvj
humility	>	humble
humilité	>	humble

Eine Nichtbasismotivation fußt auf einem motivierenden Wort, das bereits selbst motiviert ist:

Partei	>	parteiisch, parteilich
		(= eine Partei bevorzugend) > Parteilichkeit
		(= Eigenschaft, parteiisch, parteilich zu sein)
partija	>	partijnjy > partijnost'
party	>	partial > partiality
parti	>	partial > partialité

f) Die Differenzierung zwischen eindeutigen und mehrdeutigen Motivationen stützt sich auf Beziehungen, die nur eine ganz bestimmte oder mehrere Motivationen zulassen:

Fahrer (= einer, der fährt)	<	fahren
voditel'	<	vodit'
driver	<	drive
conducteur	<	conduire

Ungleichheit (= die Eigenschaft, ungleich zu sein oder der Mangel an Gleichheit) < ungleich oder Gleichheit
neravenstvo < neravnyj oder ravenstvo
inequality < unequal oder equality
inégalité < inégal oder égalité

g) Der Gesichtspunkt der Typenhaftigkeit von Wortbildungen begründet die Unterscheidung von regulären und nichtregulären Motivationen. Die reguläre Motivation umfaßt jeweils eine Reihe gleichartiger Motivationsglieder.

Bibliothekar (= einer, der in der Bibliothek arbeitet) < Bibliothek

bibliotekar'	<	biblioteka
librarian	<	library
bibliothécaire	<	bibliothèque
apotheker	<	Apotheke
aptekar'	<	apteka
dispenser	<	dispensary
pharmacien	<	pharmacie
Zöllner (= einer, der den Zoll einzieht)	<	Zoll
mytar' (tamožennik)	<	myt (tamožnja)
douanier	<	douane

Nichtreguläre Motivationen enthalten nur Glieder mit unproduktiven Wortbildungsformantien, so zum Beispiel r. pastuch „Hirt“ < pasti „hüten“, ženich „Bräutigam“ < ženit'sja „eine Frau heiraten“.

h) Rein semantische Beziehungen liegen im Suppletivismus, in der Inklusion und Polysemie vor.

Der Suppletivismus als Ergänzung defekter lexikalisch-semantischer Reihen durch wurzelverschiedene Lexeme begegnet beispielsweise in

vrač „Arzt“ und lečit' „ärztlich behandeln“
doctor, medical man und attend (neben medical treatment)
docteur, médecin und soigner
portnoj „Schneider“ und šit' „nähen“ tailleur und faire de la couture
maljar „Anstreicher“ und krasit' „anstreichen“

Die Substantive sind hier durch Verben motiviert, sie weisen die in den motivierenden Wörtern vorhandenen semantischen Komponenten auf.

Inklusion liegt vor, wenn motivierte Wörter Bedeutungen zum Ausdruck bringen, die formal nicht geäußert werden. Reflexive

Verben schließen so häufig die Bedeutung nicht reflexiver Verben ein. So inkludiert r. nasupit'sja „die Augenbrauen zusammenziehen“ die Wennung nasupit' brovi; oskalit'sja „die Zähne fletschen“ entspricht semantisch der Wortverbindung oskalit' zuby. Das Englische und Französische kennt hier nur die Redensarten to show one's teeth beziehungsweise montrer les dents.

Nicht selten begründet auch die Polysemie eine besondere Form der semantischen Motivation. Das motivierte Wort stützt sich dabei auf verschiedene motivierende Wörter:

učitel'stvo	1. Lehrerschaft	< učitel' „Lehrer“
	2. Lehrfähigkeit	< učit' „lehren“.

3.2 Die Bestimmung des motivierenden und motivierten Wortes kann mit Hilfe der Substitutionsmethode, der semantischen Komponentenanalyse, des Distributionsverfahrens und der Mengentheorie durchgeführt werden.

Die Substitutionsmethode ersetzt das motivierte Wort durch eine Wortverbindung, die a) den motivierenden Stamm enthält und b) ein lexikalisches Element aufweist, das dem affixalen Strukturelement entspricht oder durch eine Wortverbindung, die unter Berücksichtigung des motivierenden Wortes das motivierte Glied in seiner Eigenschaft oder Tätigkeit beschreibt:

belyj „weiß“ > belit' „weisen“ (= delat' belym „weiß machen“, suffixales Element: bel-i-t')
 sh. auch white > whiten, blanc > blanchir
 boroda „Bart“ > borodatyj „bärtig“ (= obladajuščij borodoj „einen Bart besitzend“, affixales Element: borod-at-yj)
 sh. auch beard > bearded, barbe > barbu
 gora „Berg“ > gorec „Bergbewohner“ (= tot, kto živet v gorach „einer, der in den Bergen wohnt“)
 sh. auch mountain > moutaineer, montagne > montagnard
 astma „Asthma“ > astmatik „Asthmatiker“ (= tot, kto boleet astmoj „einer, der an Asthma leidet“)
 sh. auch asthma > asthmatic, asthme > asthmatique

Bestimmte motivierte Bildungen lassen auch mehrere Deutungen zu; so zum Beispiel

buločnik 1. tot, kto pečet bulki „einer, der Brötchen bäckt“ = Weißbrotbäcker“ < bulki „Brötchen“
 2. tot, kto prodaet bulki „einer, der Brötchen verkauft“ = Weißbrotverkäufer“ < bulki „Brötchen“
 3. tot, kto rabotaet v buločnoj „einer, der in der Weißbrotbäckerei arbeitet“ = Arbeiter in einer Weißbrotbäckerei“ < buločnaja „Weißbrotbäckerei, Bäckerladen“
 4. tot, kto imeet buločnuju „einer, der eine Weißbrotbäckerei besitzt“ = Besitzer, Inhaber einer Weißbrotbäckerei“ < buločnaja „Weißbrotbäckerei, Bäckerladen“

Die semantische Komponentenanalyse stellt eine Merkmalsbeschreibung des motivierten Wortes mittels Konstanten und Variablen dar. Die Konstante findet im affixalen Element ihren Ausdruck, die Variable bildet den motivierenden Teil.

Konstante Wortbildungsbedeutung Variable

za- anfangen zapet' „zu singen anfangen“
 zabolet' „zu schmerzen anfangen“
 zabegat' „anfangen, hin und her zu laufen“

Das Distributionsverfahren operiert mit der Ersetzung affixaler Mittel des motivierenden Wortes durch autonome Elemente. So kann beispielsweise das in den Verben vorhandene präfixale Formans pere- häufig durch freie Lexeme wie vtorično „zum zweitenmal“, vnov' „von neuem“, ešče raz „noch einmal“, povtorno „erneut, wiederholt“ und zanovo, snova „von neuem“ substituiert werden.

perebelit' „nochmals weißen“ < belit' „weisen“
 prečitat' „von neuem lesen“ < čitat' „lesen“
 perevarit' „erneut kochen“ < varit' „kochen“

Es handelt sich dabei um Bildungen, die wiederholte Handlungen äußern.

Ähnliches gilt für Verben, die viele oder alle Objekte einer Handlung umfassen und das Präfix pere- durch die Wörter mnogie „viele“, počti vse „beinahe alle“, vse „alle“ und andere ersetzen können, so beispielsweise perebit' „viele, alle nacheinander töten“ < bit' „töten“, pereest' „zu viel essen“ < est' „essen“.

Schließlich kann das Formans pere- Handlungen für einen bestimmten Zeitraum be-

zeichnen: perežarit'sja „zu lange braten“ < žarit' „braten“, perestojat' „zu lange stehen“ < stojat' „stehen“.

Die mengentheoretische Darstellung der Motivation berücksichtigt in gleicher Weise die semantische (S) und formale (F) Seite des motivierenden (A) und motivierten (B) Gliedes. Die Beziehungen äußern sich entweder als Verhältnis der Identität (=), Inklusion (<), Intersektion (∧) oder Distribution (∅). Im einzelnen ergeben sich folgende wichtige Relationen:

a) Das motivierende und motivierte Wort beruhen formal auf Identität, semantisch auf Inklusion:

F (A)	=	F (B)	sliva	=	sliva
S (A)	<	S (B)	Pflaume	<	Pflaumenbaum

Polysemie)

b) Das motivierende und motivierte Wort beruhen formal auf Identität, semantisch auf Intersektion:

F (A)	=	F (B)	ubornaja	=	ubornaja
S (A)	∧	S (B)	Umkleideraum	∧	Toilette

(Polysemie)

c) Das motivierende und motivierte Wort beruhen formal auf Inklusion, semantisch auf Identität:

F (A)	<	F (B)	lisa	<	lisica
S (A)	=	S (B)	Fuchs	=	Fuchs

(Synonymie)

d) Das motivierende und motivierte Wort beruhen formal und semantisch auf Inklusion:

F (A)	<	F (B)	platok	<	platoček
S (A)	<	S (B)	Taschentuch	<	Taschentüchlein

(Deminutivität)

e) Das motivierende und motivierte Wort beruhen formal und semantisch auf Intersektion:

F (A)	∧	F (B)	gusak	∧	gusynja
S (A)	∧	S (B)	Gänserich	∧	Gans

(biologische Geschlechtsunterscheidung)

f) Das motivierende und motivierte Wort beruhen formal auf Intersektion, semantisch auf Identität:

F (A)	∧	F (B)	volčicha	∧	volčica
S (A)	=	S (B)	Wölfin	=	Wölfin

(Synonymie)

g) In nur formaler oder nur semantischer Beziehung stehen Wortpaare, die auf folgenden Relationen basieren:

F (A)	=	F (B)	Identität	laska	=	laska
S (A)	∅	S (B)	Distribution	Wiesel	∅	Liebkosung
F (A)	<	F (B)	Inklusion	ruka	<	ručka
S (A)	∅	S (B)	Distribution	Hand	∅	Federhalter
F (A)	∅	F (B)	Distribution	gubnoj	∅	labial'nyj
S (A)	=	S (B)	Identität	labial	=	labial
F (A)	∅	F (B)	Distribution	stirat'	∅	pračka
S (A)	<	S (B)	Inklusion	waschen	<	Wäscherin
F (A)	∅	F (B)	Distribution	žerebec	∅	kobyła
S (A)	∧	S (B)	Intersektion	Hengst	∧	Stute

1. Insgesamt gesehen, erweisen sich die Wortbildung und innerhalb dieser Disziplin die Derivation und Motivation als ein Komplex von Erscheinungen, die grammatische, lexikalische und semantische Elemente enthalten oder anders ausgedrückt: über Grammatik, Lexik, Semantik hinausgehen. Sie begründen die Eigenständigkeit der Wortbildung.

2. Methodisch gesehen setzt die Derivation ein anderes Verfahren voraus als die Motivation. Der Versuch, beide Methoden oder Verfahrensweisen bei der Beschreibung von Wortbildungsfakten anzuwenden, erweist sich vorerst noch als ungeeignet, unpraktikabel, unvereinbar, inkompatibel.

3. Eine wissenschaftlich fundierte, in sich geschlossene, konstruktive Wortbildungsanalyse setzt jeweils die vorherige Beantwortung der Frage voraus, ob die Analyse von Wortbildungserscheinungen mehr vom Aspekt der formalen Seite bzw. des Wortbildungsprozesses bzw. der Derivation oder mehr vom Gesichtspunkt der semantischen Seite bzw. der Wortbildungsstruktur bzw. der Motivation durchgeführt werden soll.

Literatur

H. Jelitte. Sowjetrussische Wortbildungstheorien zur Ableitung oder Motivation. In: Wiener Slavistisches Jahrbuch 23 (1977) 157 ff.

H. Jelitte. Begriffliches und Methodisches zur Motivation in der slavischen Wortbildung. In: Linguistische Berichte 54 (1978) 36 ff.

E. I. Korjakovceva. Slovoobrazovatel'naja motivacija i istoričeskaja proizvodnost' (Wortbildungsmotivation und historische Ableitung). In: Naučnye doklady vyššej školy 1984.6.42 ff.

L. N. Murzin. Derivacija v sinchronnom i diachronnom aspektach (Die Derivation aus synchroner und diachroner Sicht). In: Derivacija i istorija jazyka. Perm' 1987.4 ff.

I. S. Uluchanov. Slovoobrazovatel'naja motivacija i ee vidy (Die Wortbildungsmotivation und ihre Arten). In: Izvestija AN SSSR. Serija literatury i jazyka 30 (1971) 37 ff.

I. S. Uluchanov. Motivacija i proizvodnost' (Motivation und Ableitung). In: Voprosy jazykoznanija 1992.2. 5 ff.

Arbeitslehredidaktik für den Modellversuch „Arbeitslehre für Blinde“

Die Bund-Länder-Kommission (BLK) hat der Carl-Strehl-Schule in Marburg einen außergewöhnlichen Modellversuch genehmigt, der von der Uni Marburg wissenschaftlich begleitet wird (Prof. Dr. Hartmut Lüdke) – „Arbeitslehre für Blinde“. In das Konzept sind – das ist das eigentlich Außergewöhnliche – praktische Tätigkeiten der Schüler und Schülerinnen, Betriebserkundungen und selbst Betriebspraktika eingeschlossen. Damit wird versucht, diesen praxisorientierten Unterricht in dieser Schule für Sehbehinderte und Blinde als normales Unterrichtsfach zu etablieren.

Die Initiative kam aus der Uni Gießen. Im Rahmen der Lehrerweiterbildung erwarben zwei Lehrer der Carl-Strehl-Schule in Gießen die Fakultas für dieses Fach in der gymnasialen Sekundarstufe I. Ihr Lehrer war Lothar Beinke, der dann die Initiative startete und bei der BLK – gemeinsam mit der Carl-Strehl-Schule – den Antrag stellte. Bei der Darstellung der Ausgangslage hieß es im Antragspapier: „Die Orientierung in der Welt der Arbeit ebenso wie das Verstehen grundlegender technischer und ökonomischer und mit ihnen zusammenhängender politischer, sozialer und ökologischer Entwicklungen und Rahmenbedingungen ist Bestandteil heutiger Allgemeinbildung, den die Schule allen Schülerinnen und Schülern zu vermitteln hat“ (Rahmenplan AL, HKM 1993, S. 1).

Entgegen dieser Feststellung wird Arbeit als Erkenntnis- und Erfahrungsobjekt im Kanon der allgemeinbildenden Fächer deutscher Gymnasien fast vollständig ausgegrenzt. Schulische Unterrichtsinhalte konzentrieren sich viel mehr auf kognitive Inhalte. Der

körperlich-praktische Lernanteil wird diskriminiert, indem das „Stofflernen“ gegenüber sinnlich, eigentätiger Erfahrung zeitlich immer mehr Raum einnimmt.

Dies alles wird begleitet von der Entwicklung, daß Absolventinnen und Absolventen des Gymnasiums nach dem Erwerb des Abiturs nicht mehr ausschließlich ein Hochschulstudium anstreben. Alternative Ausbildungs- und Beschäftigungsformen gewinnen unter Abiturienten in den vergangenen Jahren zunehmend an Gewicht.

Die zu konstatierende Vernachlässigung der Kategorie Arbeit als Erkenntnis- und Erfahrungsobjekt in den allgemeinbildenden Fächern der Regelschule hat für blinde Schüler aufgrund ihrer Behinderung eine erhöhte Bedeutung:

In der Schule für Blinde kommt der Arbeitslehre als Unterrichtsprinzip und als Fach erhöhte Bedeutung zu. Die Erfahrungsdefizite blinder Schüler bestehen in besonderem Maße auf Gebieten, die die Arbeitswelt und die Vorbereitung darauf betreffen“ (Richtlinien für den Unterricht in der Schule für Blinde; Amtsblatt des HKM 1981, Jahrg. 34, S. 7).

Für blinde Kinder und Jugendliche sind die Berührungspunkte bzw. Informationsquellen über die Arbeitswelt noch stärker eingegrenzt als das für gleichaltrige Jugendliche ohne Sehschädigung der Fall ist. Nur selten bietet sich für blinde Schüler die Chance, einen Ferienjob auszuüben; das beiläufige Erleben, das alltägliche Sehen bzw. Wahrnehmen, was Arbeit an den unterschiedlichsten Stellen der Gesellschaft bedeutet, ist durch das fehlende Sehvermögen erheblich erschwert. Das Wissen über Arbeit und das Arbeitsleben rekrutiert sich fast ausschließlich

über kognitive Unterrichtsinhalte (zum Beispiel als literarisches oder gesellschaftliches Thema).

Deshalb gilt insbesondere für blinde Jugendliche: Arbeit muß so konkret wie möglich im Unterricht vollzogen und erfahren werden. Dem Anliegen dieses Faches kann nur durch handlungsbezogene und praxisorientierte Formen des Lernens entsprochen werden.

Die wissenschaftliche Begleitung geht bei ihrer Hypothesenbildung von dem praxisorientierten Kern der Arbeitslehre: dem Betriebspraktikum aus.

Hypothesen zur wissenschaftlichen Begleitung:

Im Rahmen des Unterrichts im Fach Arbeitslehre soll ein Betriebspraktikum durchgeführt werden. Wir erwarten, daß in dieser Kombination: Unterricht im Fach Arbeitslehre – der sehgeschädigte und blinde Schülerinnen und Schüler durch das eigene Tun beim Herstellen von Gebrauchsprodukten mit Hilfe geeigneter Werkzeuge zu persönlichen Erfahrungen befähigt – mit dem eingeschlossenen Betriebspraktikum, die sozialisationsbedingten und behinderungsspezifischen Schwierigkeiten der Schülerinnen und Schüler gemildert oder abgebaut werden.

Aus dieser übergeordneten Hypothese lassen sich folgende Unterhypothesen bilden:

1. Die Akzeptanz der Schülerinnen und Schüler, sich mit der Wirtschaft und Arbeitswelt auseinanderzusetzen und der Fähigkeit, sich dort einzufinden bzw. einzugliedern, wird dadurch erhöht.
2. Die Sozialkompetenz der Schülerinnen und Schüler wird durch Arbeitsprozesse, die Kooperation und Teamarbeit erfordern, verbessert.
3. Die Interaktion behinderter und nichtbehinderter Menschen wird gefördert, da sie durch den Abbau gegenseitiger Vorurteile eine Integration ermöglichen kann.

4. Die Kompetenz der Schülerinnen und Schüler, eine individuell begründete Schulzweigwahl bzw. Bildungsplanung vorzunehmen, wird verbessert.

Ein solcher Modellversuch stellt besondere Anforderungen an die Fachdidaktik. Mit ihrer Darstellung und den Lösungsansätzen soll gleichzeitig die zentrale Arbeit der Fachdidaktik angedeutet werden.

Der Modellversuch steht zwar unter der Zielsetzung, allgemein die Möglichkeiten zu testen, die mit dem Fach Arbeitslehre in Schulen für Blinde und Sehbehinderte gegeben sind bzw. welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit das Fach Arbeitslehre mit seinen Praxisteilen und insbesondere mit seinem Betriebspraktikum eingeführt werden kann. Da der Modellversuch jedoch an der Blindenstudienanstalt in Marburg durchgeführt wird, unterliegt dieser Modellversuch dem Rahmenplan Arbeitslehre für die Sekundarstufe I, der vom Hess. Kultusministerium vom 27. Oktober 1995 vorgegeben wurde. Danach sind Aufgaben und Ziel dieses Faches beschrieben „Die Orientierung in der Welt der Arbeit ebenso wie das Verstehen grundlegender technischer und ökonomischer und mit ihnen zusammenhängender politischer, sozialer und ökologischer Entwicklungen und Rahmenbedingungen ist Bestandteil heutiger Allgemeinbildung, den die Schule allen Schülerinnen und Schülern zu vermitteln hat“.

„Aufgabe des Faches Arbeitslehre ist es, Schülerinnen und Schüler auf die Bereiche ihres Lebens vorzubereiten, die wesentlich von Arbeit geprägt sind, und ihnen eine positive Grundeinstellung zum Wert der Arbeit für den Menschen (Arbeitsethos) zu vermitteln. Der Unterricht im Fach Arbeitslehre soll sie anleiten, das komplexe Zusammenwirken technischer, ökonomischer, politischer, sozialer und ökologischer Bedingungen, in denen sich Arbeit vollzieht, in grundlegenden Aspekten zu verstehen. Es soll sie über die unterschiedlichen Bedingungen,

unter denen Männer und Frauen arbeiten, unterrichten.

Es soll sie vorbereiten, in diesen Strukturen verantwortliche Entscheidungen zu treffen und auf erkannte Probleme oder Zielkonflikte sowohl kritisch als auch konstruktiv zu reagieren.

Arbeitslehre leistet darüber hinaus auch einen Beitrag zu einer aufgeklärten und wohlüberlegten Entscheidung für die eigene Berufswahl der Schülerinnen und Schüler. Besondere Aufmerksamkeit ist dabei auf geschlechtsspezifische Sozialisations- und Arbeitsbedingungen zu richten, da sich die Berufswahl der Jugendlichen, vor allem der Mädchen, noch immer auf ein zu enges Spektrum von Berufen konzentriert.“ (S. 5). Angesichts des technologisch bedingten Wandels der Arbeitswelt hatte schon 1957 der Deutsche Ausschuß für das Erziehungs- und Bildungswesen in seinem Gutachten zum „Ausbau der Volksschule“ die Notwendigkeit einer verstärkten „Schulung der allgemeintechnischen Intelligenz“ und einer Erziehung zu größerer Mobilität betont¹. Daran hatten es offensichtlich vor allem die allgemeinbildenden Schulen fehlen lassen. Motor der Veränderungen sollte das neue Fach „Arbeitslehre“ sein, und zwar orientiert an dem für die ganze Hauptschule proklamierten didaktischen Zentrum, dem Beruf. Das Ziel einer Befähigung der Schüler zu einer verständigen Berufswahl (Berufswahlreife), ohne Vorwegnahme einer Berufsausbildung, ist übereinstimmende Zielperspektive der Arbeitslehre in der Bundesrepublik Deutschland².

Es liegt die Vermutung nahe, daß die ungebrochene Breite und Heterogenität der derzeitigen Arbeitslehre-Curricula weniger das Resultat bewußter didaktischer Evaluation und Konzipierung ist, als vielmehr Ausdruck einer tiefgehenden Irritation und Hilflosigkeit; denn gerade das augenfällige „Streben nach Vollständigkeit in den didaktischen Konzeptionen und Rahmenplänen hat bei

den Lehrern zur Orientierungslosigkeit und letztlich zu großer Beliebigkeit bei der Bestimmung von Zielen und Inhalten ihres Unterrichts geführt“³. Zugleich erlaubt es die Stofffülle, „eine Vielzahl partikularer Interessen unter der Firmierung von Arbeitslehre ... zu verfolgen“⁴. In den einzelnen Bundesländern hat sich – insofern folgerichtig – eine entsprechende Vielzahl unterrichtsorganisatorischer Konzeptionen entwickelt, die sich im wesentlichen drei Grundmodellen zuordnen lassen⁵.

Die Inhalte der Arbeitslehre werden dabei

- in einem Fach zusammengefaßt,
- auf verschiedene voneinander unabhängige Fächer verteilt (Technik, Wirtschaftslehre, Hauswirtschaft),
- auf verschiedene zu einem Lern- oder Kooperationsbereich verbundene Fächer verteilt.

Wo nun Arbeitslehre als ein technische, ökonomische und politisch-soziale Aspekte der Arbeitswelt integrierendes Einzelfach konzipiert wurde, drohen „Stofffülle und Zeitdruck ... durch flüchtige Behandlung der Lerngegenstände gerade die Reflexion über die Arbeitswelt zu verhindern, die doch ein allgemeines Lernziel dieses Faches sein soll“⁶, und es entsteht das Grundproblem, den Zusammenhang der Inhalte herzustellen⁷.

Die Zielsetzung des Deutschen Ausschusses beweist, daß er die Schule in der vorher existierenden Form hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit kritisch beurteilt. Ob die Arbeitslehre nun ihren Ort bereits gefunden hat oder nicht, eine neue Besinnung auf die Möglichkeiten der Schule als Lernort ist legitim. Immerhin ist auch die Arbeitslehre ein Fach in der alten Schule geworden und dürfte an ihr kaum derart gerüttelt haben, daß die institutionellen Probleme beseitigt worden sein könnten. Vielmehr darf man befürchten, daß die Schwierigkeiten der Arbeitslehre nicht nur eigene, sondern auch spezifische der Schule überhaupt sind. Die Kritik von

Hoppe weist in diese Richtung⁸. Er macht darauf aufmerksam, daß die als Teilziele der Arbeitslehre ausgewiesene und sinnvolle „Theoretisierung und kritische Reflexion“ bei der Entwicklung und Realisierung zunehmend zu einem didaktischen Prinzip wurde, was die Erfahrung praktischer Arbeit zu blockieren droht.

Um dieser Blockade vorzubeugen, sollten vier Teilziele der Arbeitslehre als Zielvorgaben beachtet werden:

1. Die Einführung in die Arbeits- und Wirtschaftswelt – dem Lernenden soll die Arbeitswelt so aufgeschlossen werden, daß er eine nicht festgelegte Vertrautheit mit ihr und ein Höchstmaß an Selbstverwirklichung in ihr erfahren kann,
2. Theoretisierung und kritische Reflexion – gemeint ist die Erweiterung der Arbeitslehre auf weitere Schulzweige oberhalb der Hauptschule,
3. Berufswahlreife und Erleichterung des Übergangs von der Schule in die Arbeitswelt,
4. Technische Grundbildung und praktische Arbeit.

Soweit vorliegende Untersuchungen, Gutachten und Prognosen. Welche Hilfen gaben sie uns für die Inhaltsbestimmungen des Faches Arbeitslehre? Wenn die Inhaltsbestimmung unter dem Postulat der Wirtschaftsbezogenheit erfolgen soll, heißt das nicht, daß es damit zwingend wäre, von theoretischer, spezialisierter und mobiler gewordener Arbeitswelt als Bedingungsfaktor auszugehen. Vielmehr ist damit gemeint, daß sich diese Disziplin Arbeitslehre als Wissenschaft versteht und daß es darzulegen gilt, welchem Verständnis von Wissenschaft die hier vorzustellende Konstruktion folgt. Das bedeutet dann, daß diese Disziplin nicht nur ihren eigenen Gegenstand finden muß, sondern daß sie sich auch gegen andere Disziplinen abgrenzen muß. Die Arbeitslehre muß also ihren Gegenstand derart als eigenen begründen, daß sie nicht in Konflikt mit anderen

Disziplinen gerät, und sie muß schließlich ihr Vorgehen auf dem so von ihr gefundenen Feld bestimmen. Dazu gehört, daß sie vermeidet – eine Gefahr, der sie bisher nicht immer zu entgehen vermochte – Omnipotenzansprüche zu stellen. Die These des „Alleshängt-mit-allem-zusammen“ ist sowohl für Plausibilität als auch für die Dignität und die Möglichkeit seiner stringenten Begründung eine nicht unerhebliche Gefahr. In der Arbeitslehre müssen keineswegs alle Beziehungen von Technik, Ökonomie und Gesellschaft behandelt werden⁹.

Unter diesem Gesichtspunkt kann man zentrale Kategorien für die Arbeitslehre darstellen: den Betrieb und den Haushalt. Im Sinne von Kahsnitz wird der Haushalt hier durchaus als ersetzbar verstanden¹⁰. Da die Arbeitslehre Kenntnisse anführen soll, die in anderen Fächern nicht gelehrt werden, ist ein Ersatz der Haushaltslehre durch die Ökologie durchaus vorstellbar und inhaltlich als mit dem allgemeinen Anspruch des Faches begründbar als Lösung letztlich anzustreben. In beide hinein, in den Betrieb und in den Haushalt, wirkt die Technik, deren eigene Kategorie die Materialbeherrschung und Prozeßsteuerung ist, und Beruf und Arbeit als fachspezifischer Bereich der Didaktik greift sowohl in den Betrieb, den Haushalt als auch in die Materialbeherrschung – in die Beherrschung technischer Prozesse – hinein. Die Kategorien müssen auf Inhalte transportiert werden, sie sind ebenfalls über „Arbeit und Beruf“ bestimmbar.

Arbeit und Beruf sind von der beruflichen Bildung abzugrenzen und innerhalb dieser Abgrenzung in ihrem Selbstverständnis anzusiedeln. Die zeitgemäße Allgemeinbildung muß sich insbesondere von der politischen Bildung abgrenzen.

Technische Bildung ist für den Menschen in einer hochindustrialisierten und -technisierten Gesellschaft notwendige Lebensausrüstung. Sie fordert die Berücksichtigung beruflich-technischer Inhalte in dem gesamten

Bildungsprozeß – Befähigung zur Technikgestaltung – und nicht nur seine Reduktion auf die pragmatische Anwendungsebene.

Im Rahmen der ökonomischen Bildung mit der Ausrichtung auf betriebswirtschaftliche Inhalte sollen institutionelle Rahmenbedingungen (Rechtsformen, Konzentrationsformen, Branchenspezifika, Internationalisierungstendenzen), funktionale Aspekte (Beschaffung, Produktion, Absatz, Finanzierung, Rechnungswesen) und das soziale Gefüge der Betriebe (Organisation, Planung, Führung, Mitbestimmung) vermittelt werden. Einer in der Betriebswirtschaftslehre dominierenden Fächer- und Lehrstuhlgliederung nach institutionellen Gesichtspunkten (Industriebetriebslehre, Bandbetriebslehre, Verkehrsbetriebslehre oder Handelsbetriebslehre) wird in Gießen nicht gefolgt. Hier steht der funktionelle Aspekt in den Fächer- und Lehrstuhlbezeichnungen im Vordergrund, so zum Beispiel im Rahmen der Absatzwirtschaft (Marketing), der Finanzwirtschaft, der Personalwirtschaft oder der Produktionswirtschaft.

Der volkswirtschaftliche Teil der Ausbildung umfaßt sowohl die Darstellung gesamtwirtschaftlicher Zusammenhänge (Grundlagen der Beschäftigungs-, Inflations-, Wachstums-, Außenwirtschafts- und Verteilungstheorie und -politik) im Rahmen der Makroökonomik als auch die Erläuterung zwischen individuellen oder organisierten Anbietern und Nachfragern sowie die daraus abgeleitete Preisbildung auf Produkt- und Faktormärkten im Rahmen der Mikroökonomik.

Die Ökologie und die Hauswirtschaft sind die Bereiche, die innerhalb eines von der Technik determinierten Faches zur Arbeitslehre hinzukommen müssen, um dem Gesamtanspruch des neuen Faches Arbeitslehre gerecht zu werden, das neben dem Zentralbereich Technik eben auch hauswirtschaftlich/ökologische Themen und ökonomische Themen berücksichtigen muß, damit

der integrale Zusammenhang der Technik mit dem Berufs- und Arbeitsleben der Menschen in unserer industriellen Marktwirtschaft erkennbar wird.

Ökologie soll die gesellschaftlichen, ökonomischen, rechtlichen und natürlichen Umwelaspekte mit den Lebensvorgängen der Menschen verknüpfen. Damit ist auch ein Verständnis für die wechselseitige Bedingtheit von gesellschaftlichen Lebensformen, ökologischen und natürlichen Umweltbedingungen zu entwickeln. Da die Nutzung der Natur Kosten verursacht, gibt es auch in Ökonomie und Natur Knappheitsprobleme. Das heißt, Ökologie hat deutliche Berührungspunkte mit der Ökonomie.

Die Ökologie beschäftigt sich mit Problemen im Grenzbereich zwischen Natur, Gesellschaft und Wirtschaftswissenschaft. Die Didaktik der Arbeitslehre hat die entsprechenden Auswahlfragen zu klären. Damit bietet sich für die Sozioökologie eine inhaltliche Zuordnung zur Ökonomie und zur Technik an, da eine eigene fachliche Verankerung ausgeschlossen werden darf.

Die Berufsorientierung in der Arbeitslehre muß durch die Berufsausbildung die Aufmerksamkeit auf die berufliche und betriebliche Praxis mit ihren Anforderungen lenken, um die Jugendlichen erst fragefähig zu machen.

Die zentrale Frage der Berufsorientierung ist die zentrale Frage der Arbeitslehre, wie nämlich Jugendliche aus den erlebten und überkommenen Berufs- und Arbeitsrollen in Haushalt und Betrieb herangeführt werden können zu einer eigenständigen Lebensplanung. Es genügt nicht, sich seiner eigenen Interessen bewußt zu werden, wie es die Erforschung der Eignung und Neigung mit Hilfe des Materials der Bundesanstalt für Arbeit erstrebt. Aus diesen Voraussetzungen, die teils individuell, aber auch gesellschaftlich und durch die Erziehung vorgegeben sind, muß eine stimmige Strategie entwickelt werden, die die Grundzüge einer Lebensplanung

schon enthält. Unter diesem Aspekt kann es durchaus heilsam sein, wenn für einen Jugendlichen der erstrebte Ausbildungsplatz nicht vorhanden und er Alternativen zu entwickeln gezwungen ist. Damit wird auch die Tatsache ins Blickfeld gerückt, daß es keine Lebensberufe mehr gibt, nicht zuletzt weil die Jugendlichen durch Heirat, Hobby, politische Entwicklung und Besitz (zum Beispiel Erbe eines Hauses) gezwungen sind, berufliche Chancen auszulassen und beruflich flexibel zu sein, um den persönlichen Präferenzen zu entsprechen.

Ziefuss hat mit Recht darauf hingewiesen¹¹, daß im Laufe der Zeit die Arbeitslehre sich immer stärker der Analyse, Erklärung und Veränderung gesellschaftlich bedingter Strukturen der Arbeitswelt zugewendet hat¹². Sie orientierte sich fast ausschließlich an der Kategorie Arbeit, während die ihr korrespondierende Kategorie „Beruf“ zunehmend in den Hintergrund rückte. In bezug auf die Berufswahlvorbereitung hatte das eine didaktische Verengung zur Folge. Es erfolgte immer stärker eine Ausrichtung am Postulat der Theoretisierung. Es scheint, daß das Ziel der Berufswahlvorbereitung bisher in der Arbeitslehre nicht eingelöst worden ist. Eine wesentliche Ursache dafür könnte in dem Verzicht auf eine Ausdifferenzierung aller Teilbereiche der Arbeitslehre zu sehen sein. Durch eine pauschale Anwendung des gesellschaftlichen Ansatzes sind wesentliche individuelle Elemente der Berufsorientierung didaktisch vernachlässigt worden. Beruf als zentrale Kategorie der Berufsorientierung umfaßt die konkreten erwerbsmäßigen Tätigkeiten eines Menschen und stellt seine Identität im System der gesellschaftlichen Arbeitsteilung her, während

Arbeit die Summe menschlicher Tätigkeiten zur Sicherung der Existenz und zur beruflichen Selbstverwirklichung meint. Während also die Arbeit sich fast nur abstrakt und theoretisch darstellt, da in ihr der gesellschaftliche Aspekt in der Regel dominant ist, wird mit der Kategorie „Beruf“ der Bereich der individuellen beruflichen Tätigkeit und damit auch der Berufswahl angesprochen, der nach dem gültigen Prinzip der Arbeitsteilung in der Industriegesellschaft immer im wesentlichen eine technisch-ökonomische Dimension hat.

Anmerkungen

¹ vgl. Kirsch, H.-Ch.: Bildung im Wandel. Die Schule gestern, heute und morgen. Düsseldorf/Wien 1979, S. 322.

² vgl. Wöppel, J.: Inhalte der Arbeitslehre in den Ländern. Entwicklungsstand und Problem, in: Beinke, L. (Hg.): Zwischen Schule und Berufsbildung (= Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 198), Bonn 1983, S. 317–331, hier: S. 318.

³ vgl. Kahsnitz, D.: Gründe für das Scheitern der Arbeitslehre und theoretische Fundierung der Arbeitslehre als sozialökonomische Bildung bzw. als Berufs- und Wirtschaftslehre. In: DBA 4 (1985) 3–4, S. 6.

⁴ vgl. ebenda.

⁵ vgl. Wöppel, J., a.a.O., S. 320.

⁶ Fingerle, K.: Polytechnik und Berufswahl. In: Schoenfeldt, E. (Hg.), Polytechnik und Arbeit, Bad Heilbrunn 1979, S. 234.

⁷ vgl. Wöppel, J., a.a.O., S. 327.

⁸ vgl. Hoppe, M.: Berufsorientierung – ein Beitrag zur curricularen Konkretisierung eines Aufgabenbereiches der Arbeitslehre. Hannover 1978, S. 73.

⁹ vgl. Kahsnitz, D., a.a.O., S. 6.

¹⁰ ebenda, S. 23.

¹¹ Ziefuss, H.: Analyse gesellschaftspolitischer Gehalte von Arbeitslehre, Polytechnikentwürfe in der Bundesrepublik Deutschland. Kastellaun 1976.

¹² vgl. hierzu auch Behrens, G./M. Hoppe/M. Hübner/H.-E. Modick/D. Schoof: Überlegungen zur curricularen Konkretisierung von Berufsorientierung in der Sekundarstufe I. Hannover 1978.

Unternehmensfinanzgruppe



ES GIBT IMMER WENIGER ORTE, AN DENEN MAN KLEINGELD BRAUCHT.

● Die „Immer passend“-Idee:



Jetzt auch kleine Beträge bargeldlos zahlen. Ein Chip auf Ihrer Karte macht's möglich. Fragen Sie uns einfach direkt. Wir beraten Sie gern.

wenn's um Geld geht
Sparkasse
Gießen



GIESSENER HOCHSCHULGESELLSCHAFT e. V.

(Gesellschaft von Förderern und Freunden der Universität Gießen)

Bilanz zum 31. Dezember 1996

<i>Aktiva</i>		<i>Passiva</i>	
A. Anlagevermögen		A. Eigenkapital	
I. Sachanlagen	56 333,-	I. Verwaltungsvermögen	1 248 938,75
II. Finanzanlagen	1 343 718,82	B. Fremdmittel	
B. Umlaufvermögen		I. Rückstellungen	55 000,-
I. Forderungen aus rückständigen Mitgliederbeiträgen	4 342,-	II. Verbindlichkeiten aus Lieferungen und Leistungen	26 272,36
II. Sonstige Forderungen	146 984,95	III. Noch abzuführende Mittel	1 137 336,30
III. Kassenbestand, Bankguthaben	916 168,64		
	2 467 547,41		2 467 547,41

Gießen, Mai 1997

Schatzmeister Kenntemich

Gewinn- und Verlustrechnung 1996

<i>Aufwendungen</i>		<i>Erträge</i>	
Zuschüsse aus Eigenmitteln	143 590,84	Mitgliedsbeiträge	57 740,-
Abschreibungen auf Sachanlagen	19 691,-	Spenden u. ä. zur freien Verfügung	3 830,-
Abschreibungen auf Wertpapieren	3 509,21	Sonstige Erträge	1 175,-
Sonstige vereinsbezogene Aufwendungen	30 557,57	Erträge aus Wertpapieren	107 349,78
Jahresüberschuß	15 007,11	Sonstige Zinserträge	42 260,95
	212 355,73		212 355,73

Prüfungsbestätigung

Die Buchführung ist als beweiskräftig anzusehen. Das Belegwesen ist geordnet. Erbetene Auskünfte wurden den Prüfern bereitwillig erteilt. Formelle und materielle Kontrollen ergaben keinen Anlaß zu Beanstandungen. Die Buchführung und der Jahresabschluß 1996 entsprechen den Grundsätzen des Handelsrechts und der ordentlichen Bilanzierung.

Gießen, Mai 1997

Wackermann

Poloscheck

Berichte aus der Gießener Hochschulgesellschaft für die Zeit vom 12. Juni 1996 bis zum 11. Juni 1997

Am 11. Juni 1997 fand die Jahreshauptversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft statt.

Aus dem Bericht des Verwaltungsrates

**Erstattet von Dipl.-Kfm. Wilhelm Stabernack,
Präsident des Verwaltungsrates**

Die Rede von Dipl.-Kfm. Wilhelm Stabernack, Präsident des Verwaltungsrates der GHG, war geprägt von dem Wunsch nach einer engeren Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Wirtschaft.

Die Aufgaben der Wissenschaft und Hochschulen bezifferte Stabernack mit den Stichworten Forschung, Lehre und Innovation. Die Ausbildung an Hochschulen müsse junge Menschen dazu befähigen, komplexe Strukturen analysieren zu können, neue Gedankenansätze für Wirtschaft und Politik zu liefern und durch „Querdenken“ neue Impulse zu setzen. Diese Fähigkeiten seien dabei ungleich wichtiger als eine reine Konzentration auf ein Fachgebiet und daraus erworbenes „Spezialwissen“. Die Universitäten sollten nach Aussage von Stabernack die internationale Kommunikation fördern und damit zu einem globalen Gedankenaustausch beitragen.

Als Pendant hierzu habe auch die Wirtschaft vielfältige Aufgaben zu erfüllen, die im Zeit-

alter eines internationalen Wettbewerbs zunehmend komplexer würden. Die Wirtschaft müsse den „Nachwuchskräften der Universitäten“ ein Forum bieten, in dessen Rahmen diese eigene Ideen einbringen und auch verwirklichen könnten. Der Zwang zur Innovation von Produkten und Verfahren sowie einer notwendigen Prozeßoptimierung in den Unternehmen erfordere die Fähigkeit der Studenten, eingefahrene Denkmuster zu durchbrechen. Dies setzt gleichzeitig seitens der Wirtschaft voraus, offen neuen Methoden, Techniken und Verfahren gegenüber zu stehen.

Stabernack betonte, daß er als „Mann der Wirtschaft“ die vorrangige Aufgabe der GHG darin sehe, Theorie und Praxis zum Nutzen aller Beteiligten enger miteinander zu verzahnen.

Der Präsident des Verwaltungsrates dankte Frau T. Herrhausen für Ihre Bereitschaft, die Sitzung durch praxisnahe Ausführungen mit einem Vortrag zum Thema „Modell einer neuen Hochschule“ mitzugestalten.

Aus dem Geschäftsbericht des Vorstandes

**Erstattet von Prof. Dr. h.c. Dietger Hahn
Vorsitzender des Vorstandes**

Der Vorsitzende des Vorstandes dankte den Anwesenden für ihr Kommen und damit für ihr Interesse an den Aktivitäten der Gießener

Hochschulgesellschaft. Er dankte seinen Vorstandskollegen und dem Präsidenten des Verwaltungsrates ganz besonders für die gute Zu-

sammenarbeit bei der Behandlung von Großprojekten, Veranstaltungen und Fragen der Mitgliederwerbung. In bezug auf die Großprojektförderung wurden finanzielle Mittel für ein interdisziplinäres Sprachenzentrum für die zusätzliche Sprachausbildung von Studenten und Dozenten aller Fachbereiche zur Verfügung gestellt. Ferner wurden noch der Küchenausbau im Gästehaus „Stein'sche Villa“ sowie die Planungsarbeiten für ein Museumszentrum unterstützt.

Der Vorsitzende erläuterte zudem, daß Unterstützungen für kleinere Projekte wiederum für die Durchführung von Kongressen, Symposien, Festvorträgen bzw. Gastvorträgen und Jubiläumsveranstaltungen an der

Justus-Liebig-Universität Gießen gewährt worden seien, ferner u. a. auch für Anschaffungen des Instituts für Musikwissenschaft sowie auch der Theaterveranstaltung DISKURS und des Sommerkurses für ausländische Studenten. Die finanzielle Situation unserer Gesellschaft wurde vom Vorsitzenden auch im Jahr 1996 als zufriedenstellend beurteilt. Die Mitgliederzahl der Gießener Hochschulgesellschaft von ca. 660 natürlichen und juristischen Personen soll durch Öffentlichkeitsarbeit und durch persönliche Ansprache ehemaliger Studenten der JLU, insbesondere auch der ehemaligen Doktoranden, sowie sonstiger Interessierter, ausgebaut werden.

Aus der Hauptversammlung am 11. Juni 1997

Schatzmeister Kenntemich legte unter Hinweis auf den derzeitigen Stand von 663 Mitgliedern einen ausführlichen Bericht über die Bilanz zum 31.12.1996 samt Gewinn- und Verlustrechnung vor.

Herr Wackermann berichtete über die gemeinsam mit Herrn Poloschek vorgenommene Rechnungsprüfung und bestätigte die

ordnungsgemäße Kassenführung und den ordnungsgemäßen Jahresabschluß.

Auf Antrag wurde dem Verwaltungsrat und dem Vorstand von der Mitgliederversammlung einstimmig Entlastung erteilt.

Als Rechnungsprüfer wurden die Herren Wackermann und Poloschek wiedergewählt. Sie nahmen die Wahl an. Die Wahl erfolgte einstimmig bei Enthaltung der Betroffenen.

Bericht des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität, Herrn Prof. Dr. H. Bauer

Das Jahr 1996 war an der Justus-Liebig-Universität geprägt durch ungewöhnliche Höhen und Tiefen. Die Tiefen zunächst: Bei etwa gleichbleibender Zahl der Studierenden hat sich die wirtschaftliche Situation weiter verschlechtert. Zu der bereits verfüigten Abgabe von Stellen kam eine weitere Reduktion der Sachmittel sowie eine erhöhte Forderung in der Stellenbewirtschaftung, das heißt es mußten noch mehr Stellen noch länger

nach Freiwerden gesperrt werden. Die Universität hat sich aufgrund der desolaten wirtschaftlichen Situation nicht leichtgetan, die erforderlichen strukturellen Konsequenzen zu ziehen. Es fiel ihr dies um so schwerer, als anläßlich von Berufungs- und Bleibeverhandlungen in den vorangehenden vier Jahren ein Drittel, in Zahlen: mehr als 100 Professuren (!), neu ausgestattet werden mußten. Das hat uns schließlich in die roten Zah-

len gebracht, so daß die Universität aufgrund weiterer Kürzungen im darauffolgenden Haushaltsjahr 1997 hausintern weitere Mittelkürzungen vornehmen mußte, um das Defizit auszugleichen. Es ist kritisch anzumerken, daß die Gremienentscheidung über die von der Universität abzugebenden Stellen für eine rechtzeitige Diskussion über notwendige strukturelle Veränderungen zu lange hinausgezögert wurde.

Die Höhen: Die Universität hat trotz der wirtschaftlichen Restriktion insgesamt die Flinte nicht ins Korn geworfen und enorme Fortschritte in der wissenschaftlichen Profilierung gemacht. Unter anderem zeigte sich dies daran, daß zu den bereits bestehenden zwei Sonderforschungsbereichen zwei neue Sonderforschungsbereiche von der Deutschen Forschungsgemeinschaft positiv begutachtet und damit ab dem Jahr 1997 gefördert werden konnten, und daß zweitens zu den bisherigen vier geförderten Graduiertenkollegs der Deutschen Forschungsgemeinschaft zwei weitere gut fundierte Anträge vorgelegt werden konnten, die inzwischen auch von der Deutschen Forschungsgemeinschaft positiv beschieden wurden. Bemerkenswert hierbei ist, daß trotz der doch stark naturwissenschaftlich ausgerich-

teten Universität die Graduiertenkollegs zur Hälfte geisteswissenschaftlicher Natur sind, und daß einer der vier neuen Sonderforschungsbereiche ebenfalls ein rein geisteswissenschaftlicher, oder besser gesagt ein kulturwissenschaftlicher Sonderforschungsbereich ist. Die Gießener Geisteswissenschaftler haben, was für die Naturwissenschaftler immer schon selbstverständlich war, die Notwendigkeit des Teamworks erkannt.

Bemerkenswert scheint mir ebenfalls, daß das von den drei mittelhessischen Hochschulen, den Universitäten Marburg und Gießen und der Fachhochschule Gießen-Friedberg getragene „Transferzentrum Mittelhessen“ aufgrund seiner Vermittlerrolle zwischen Wissenschaft und Wirtschaft inzwischen derart etabliert ist, daß es eine zentrale Rolle bei den Überlegungen und Plänen zur Entwicklung der wirtschaftlichen Region Mittelhessen spielt. Dies scheint mir deshalb bedeutungsvoll, da in einer Zeit, in der die Hochschule Akademiker fast aller Fachrichtungen auf einen Arbeitsmarkt entläßt, der für sie immer seltener einen Platz bereithält, die wissenschaftsfördernde Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Wirtschaft wichtiger ist als je zuvor.

Sommerfest 1998

*An alle Mitglieder, Angehörige und Freunde
der Justus-Liebig-Universität und an alle Mitglieder
der Gießener Hochschulgesellschaft.*

*Der Präsident der Justus-Liebig-Universität
und der
Präsident der Gießener Hochschulgesellschaft
laden sehr herzlich ein zum*

Sommerfest
auf dem Schloß Rauischholzhausen
am Samstag, dem 11. Juli 1998.

Programm

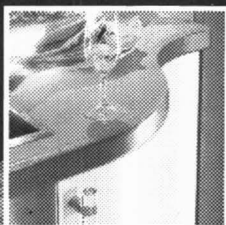
18.30 Uhr Musikalischer Auftakt
*19.00 Uhr Ball-Eröffnung, Großes Buffet, Tanz,
 Buntes Unterhaltungsprogramm*
23.00 Uhr Brillantfeuerwerk
3.00 Uhr Ausklang

*Kartenvorverkauf durch die Universitätskasse,
Bismarckstraße 22, 35390 Gießen, Telefon (06 41) 7 02-21 52.
Eintritt (inklusive Buffet):
voraussichtlich 70 DM/50 DM (für Studierende)*

*Das Schloß bietet nach rechtzeitiger Voranmeldung
Übernachtungsmöglichkeiten für Gäste:
Reservierungen bei Frau Bergendahl: Telefon (0 64 24) 3 01-1 00.*

Preiswertvoll!

Verkauf von Muster-Küchen



- Markenküchen in großer Auswahl
- Modernste Küchentechnik
- Qualität zu vernünftigen Preisen
- Qualifizierte Beratung und Planung
- Perfekter Service bis zur Montage

Küchen für länger

**BOSCH
KÜCHEN
STUDIO**

Ludwig Fetzer

Steinstraße 81-83 · 35390 Gießen
Tel.: 06 41/30 22-40+44 · Fax: 06 41/30 22-63
Öffnungszeiten: Mo.-Do. von 7.45 bis 16.30 Uhr
Fr. von 7.45 bis 16.00 Uhr
Sa. von 9.00 bis 12.30 Uhr

P im Hof



Heute ist ein
guter Tag,
um mit uns
über Ihre Zukunft
zu sprechen.

Dresdner Bank.
Die Beraterbank.



Dresdner Bank

Filiale Gießen und
Stadtweigstelle Wieseck

Einladung zur Mitgliederversammlung

Im Namen des Vorstandes lade ich Sie hiermit als Mitglied der Gießener Hochschulgeseilschaft e.V. zur diesjährigen Mitgliederversammlung am Donnerstag, dem 18. Juni 1998, 18.00 Uhr, in die neue Mensa (Teppichmensa), Phil. I, Otto-Behaghel-Straße 27, 35394 Gießen, ein.

Tagesordnung:

1. Eröffnung und Begrüßung
2. Bericht des Verwaltungsrates
3. Bericht des Vorstandes
4. Bericht des Schatzmeisters
5. Bericht der Rechnungsprüfer
6. Entlastungen (Verwaltungsrat/Vorstand)
7. Wahl der Rechnungsprüfer
8. Verschiedenes

Prof. Dr. Dr. h.c. D. Hahn

Biographische Notizen

Dr. sc. pol. *Lothar Beinke*, Jahrgang 1931, nach seiner Ausbildung zum Industriekaufmann Abitur auf dem zweiten Bildungswege, Studium der Wirtschaftspädagogik, Germanistik und Soziologie, Diplomhandelslehrerexamen in Mannheim, Promotion 1970 Universität Münster bei Helmut Schelsky, 1970 bis 1975 als Akademischer Rat/Oberrat an der Pädagogischen Hochschule Westfalen-Lippe, Abteilung Münster. 1975 bis 1980 Professor für Berufs- und Wirtschaftspädagogik an der Gesamthochschule Kassel. 1980 bis 1996 Inhaber des Lehrstuhls Arbeitslehre/Didaktik und Lehraufgaben in der Erwachsenenbildung an der Universität Gießen.

Arbeitsschwerpunkte: Berufsorientierung, Betriebspraktika/Betriebserkundungen, Weiterbildung, Frauen in naturwissenschaftlich-technischen Berufen, Arbeitslehre für Blinde.

Veröffentlichungen u. a.: *Die Handelsschule* 1971; *Das Betriebspraktikum* 2. Auflage 1978; *Fachhochschule und Weiterstudium* (mit Fritz Stuber) 1979; *Betriebserkundungen* (Hrsg.) 1980. Die höhere Handelsschule als Teil des Bildungssystems in der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.) 1980; *Zukunftsaufgabe Weiterbildung* (Hrsg. zusammen mit Lothar Arabin und Johannes Weinberg) 1980; *Zwischen Schule und Berufsbildung* (Hrsg.) 1983; *Was macht die Schule falsch?* 1991; *Berufswahlunterricht* 1992; *Mädchen und Physikunterricht* 1993; *Berufswahlvorbereitung zum 8. Fernstudienlehrgang der HILF* 1995; *Bedeutsamkeit der Betriebspraktika für die Berufswahlentscheidung* (zus. mit H. Richter und L. Schuld) 1996; *Arbeitslehre-Didaktik* 1996.

Leiter einiger Modellversuche; u. a.: BLK-Modellversuch „Betriebspraktika für Schülerinnen und Schüler im gewerblich-technischen Bereich“, „Förderung naturwissenschaftlich-technischer Bildung für Mädchen in der Realschule“, BLK-Modellversuch in Nordrhein-Westfalen. Unter dem gleichen Titel Projekt für den Hessischen Kultusminister. In Sachen „Berufsorientierter Unterricht an Mittelschulen im Freistaat Sachsen unter Einfluß von Betriebspraktika unter Berücksichtigung der Förderung von Berufstätigkeiten für Mädchen“.

Wissenschaftliche Beratung in Modellversuchen: Umwelterziehung (Verband Deutscher Schullandheime) Erziehung für Europa (Verband Deutscher Schullandheime), Arbeitslehre für Blinde (Universität Marburg: Hartmut Lüdtke).

Herausgeber der Zeitschrift „Didaktik der Berufs- und Arbeitswelt“ seit 1981.

Mitherausgeber der Schriftenreihe der Pädagogischen Arbeitsstelle des Verbandes Deutscher Schullandheime.

Prof. Dr. phil. *Jost Benedum*, geb. 16. 1. 1937 in Merzig. Studium der Altertumswissenschaften von 1957–1964 in Saarbrücken, Paris, London, Athen und Gießen.

Staatsexamen 1964 und Promotion zum Dr. phil. 1966. Von 1966–1970 Ergänzungsteilstudium der Medizin. Von 1966–1972 wiss. Assistent im Fach Geschichte der Medizin mit Habilitation für Geschichte der Medizin 1972. Seit 1973 kommissarischer Leiter und seit 1978 o. Professor und Leiter des Instituts für Geschichte der Medizin in Gießen. Forschungsaufenthalte 1973 und 1976 in Griechenland. Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Gesellschaften (Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik; Schweizerische Gesellschaft für Geschichte der Medizin; Weltgesellschaft für Geschichte der Veterinärmedizin; Société Internationale d'Histoire de la Médecine; Internationale Paracelsus-Gesellschaft). Ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main und des Leitungsgremiums „Akademischer Rat“ der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung. Auswärtiges Mitglied der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Mitherausgeber der „Ars Medica“, der Soemmerring-Forschungen und Herausgeber der „Arbeiten zur Geschichte der Medizin in Gießen“. Von 1984–1993 Vorsitzender des Fachverbandes Medizingeschichte e. V. 1988 Ablehnung des Rufes auf den ordentlichen Lehrstuhl für Geschichte der Medizin an der Universität Heidelberg. Mitglied des vorstands der Medizinischen Gesellschaft Gießen e. V. und des Beirats der Hessischen Heilbäder beim Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst.

Prof. Dr. *Wilfried Floeck*, Jahrgang 1943, studierte an den Universitäten Heidelberg, Tübingen, Grenoble und Bonn Romanische Philologie und Geschichte. 1968 wurde er in Bonn mit einer Arbeit über die dramatische Gestaltung des Cid-Themas im 17. Jahrhundert in Spanien und Frankreich promoviert. 1977 erfolgte die Habilitation mit einer Arbeit über die Literaturästhetik des französischen Barock. Von 1980 bis 1990 war er Professor für Romanische Philologie in Mainz. Seit 1990 ist er Inhaber der Professur für Hispanistik an der Justus-Liebig-Universität. Er ist Mitherausgeber der Reihe *Mainzer Forschungen zu Drama und Theater* sowie der Zeitschrift *Forum Modernes Theater*. Seine Forschungsschwerpunkte sind in der Literatur der spanischen Aufklärung sowie insbesondere des modernen Theaters in Frankreich, Spanien, Portugal und Lateinamerika.

Dr. *Gaby Hübner* lebt jetzt in den USA und ist bei einem Verlag griechischer und lateinischer Unterrichtsmaterialien in Chicago als Lektorin beschäftigt. In ihrer Dissertation in Lateinischer Philologie an der Universität Hamburg (1994) veröffentlichte sie erstmals den literarischen Nachlaß von Joachim Jungius in einer kritischen Edition mit Anmerkungen.

Prof. Dr. phil *Herbert Jelitte*, geb. 11. 2. 1933 in Peiskretscham (Oberschlesien). Studium der slavischen Philologie, Geschichte und Politischen Wissenschaft in Frankfurt am Main. Promotion zum Dr. phil 1960, Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien in den Fächern Russisch, Geschichte und Politik für die Oberstufe 1961. Wissenschaftlicher Assistent, Habilitation für das Fach Slavische Philologie, Umhabilitation und Universitätsdozent in Göttingen 1969. Vertretung der Lehrstühle für slavische Philologie in Gießen und Marburg. Ruf auf den Lehrstuhl für slavische Philologie der Justus-Liebig-Universität Gießen 1971. Ablehnung des Rufes auf den ordentlichen Lehrstuhl für slavische Philologie der Freien Universität Berlin 1969. Forschungsschwerpunkte: Slavische Wortbildung, russische Textlinguistik, russisch-deutsche Grammatik aus kontrastiver Sicht, linguistische (strukturelle) Poetik. Intensive wissenschaftliche Zusammenarbeit mit den Instituten bzw. Lehrstühlen für Slavistik oder Russistik der Universitäten Kazan' und Łódź (Veröffentlichung von 12 umfangreichen Monographien und Sammelbänden). Auszeichnung mit der Verdienstmedaille und -urkunde der polnischen Universität Łódź. Herausgeber der Reihe „Beiträge zur Slavistik“ im Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main et al. (bisher 33 Bände publiziert). Veröffentlichungen: 11 Bücher (zum altkirchenslavischen Adverbium und zur Adverbialbestimmung, zur russischen Transformationsgrammatik, zur Textkohärenz im Russischen, zum Genus, Numerus und Kasus im Russischen und zur Wortbildung und Wortgeschichte der russischen Nomina abstracta im Russischen (insgesamt 8 Bände)), 100 Aufsätze und Beiträge in Fachzeitschriften und Sammelbänden zu verschiedenen sprachwissenschaftlichen und linguistischen Themen.

Martin Kirschke, geb. 1966. 1987 Studium der Pharmazie in Erlangen. 1992 Approbation als Apotheker. 1993 Studium der Allgemeinen Wissenschaftsgeschichte und

der Geschichte in Regensburg. Seit 1994 Anfertigung einer Dissertation zu Leben und Werk von K. W. G. Kastner (1783–1857) unter der Leitung von Prof. Dr. Christoph Meinel am Lehrstuhl für Wissenschaftsgeschichte (Institut für Philosophie) der Universität Regensburg.

Dr. *Irmtraut Sahmland*, geb. Puls, geboren am 28. 3. 1995 in Brüntrup/Kreis Lippe. Studium der Geschichte und Germanistik an der Universität in Gießen. 1980 Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien. 1986 Promotion mit dem Thema „Wieland und die deutsche Nation. Zwischen Patriotismus, Kosmopolitismus und Griechentum“.

Seit 1984 zunächst Mitarbeiterin, ab 1989 wissenschaftliche Assistentin, zur Zeit freie Mitarbeiterin am Institut für Geschichte der Medizin in Gießen. Mitarbeiterin an der Edition der Werke Samuel Thomas Soemmerrings der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz. Themenschwerpunkte: Geschicht der Balneologie, der Arbeitsmedizin, der Geburtshilfe. Medizin der Aufklärung.

Prof. Dr. rer. nat. *Gottfried Wagner*, geb. 10. 7. 1943 in Würzburg, 1963 Abitur in Schweinfurt, 1965–1970 Studium der Biologie und Chemie an den Universitäten Würzburg und Erlangen-Nürnberg, 1973 Promotion in Tübingen, 1979 Habilitation in Erlangen, 1980 Berufung an die Justus-Liebig-Universität als Professor für Membran- und Bewegungsphysiologie der Pflanzen. Forschungsaufenthalte an der Flinders University of South Australia, Adelaide, am Max-Planck-Institut für Biochemie, Martinsried bei München und am Kennedy Space Center, Florida, U.S.A. Mission Scientist der European Space Agency (ESA) für das Programm „Advanced Protein Crystallization Facility“. Arbeitsschwerpunkte: Struktur und Funktion pflanzlicher und bakterieller Photorezeptoren, Interaktion Pflanze/Mikroorganismen des Bodens.

